

# *Das verschwundene Ich*



*Andro L.*

**Andro L.**  
**Das verschwundene Ich**  
**Roman**

---

Aus: Moderne Welt, Illustrierte Halbmonatsschrift,  
Geleitet von Ludwig Hirschfeld, Herausgeber Arnold  
Bachwitz, V. Jahrgang, 1. Juniheft 1923 bis V.  
Jahrgang, Heft 12, 1923, Verlag Moderne Welt, Wien

---

*Bibliothek von ngiyaw eBooks*

---

Illustration: Nach einer alten Reklame von Lohses  
Uraltes Lavendel-Wasser, Gustav Lohse, Berlin

## **Erstes Kapitel.**

Die Hofrätin Karrner deckte ihren bescheidenen Mittagstisch in einer bescheidenen Wohnung im dritten Stockwerk eines alten Wiener Hauses in der Josefstadt. Sie waren heute nur zu dritt: Vater, Mutter und Sohn, denn die beiden Töchter waren verreist: Fanny, die jüngere, begleitete ihre heißgeliebte Freundin, die Sängerin Jadwiga Jalewska, auf einer Gastspielreise, und Irma, die als die Schönheit der Familie galt, war bei Verwandten in der Provinz zu Besuch, von wo sie, so hoffte die Hofrätin dringend, mit der Aussicht auf eine Verlobung zurückkehren würde, was freilich bei Irmas Ansprüchen nicht so sicher war. Die beiden Ältesten waren die Lieblinge der Mutter, während Fanny sehr im Hintergrunde stand. Karl, der Sohn, hatte seit einiger Zeit eine gute Anstellung bei einer Bank. Er war ein hübscher, aber sehr nüchterner und solider Mensch, der seinen Zuschuß zur Wirtschaft stets pünktlich ablieferte und für sich selbst nur sehr bescheidene Freuden in Anspruch nahm. Der Vater spottete manchmal über seine pedantische Art, aber im Grunde war er ebenso

glücklich wie die Mutter, daß sich das Leben eines jungen Mannes in der Großstadt in so geordneten Bahnen bewegte.

Nun kam auch der Hofrat nach Hause, dessen einst freiere und lebendigere Art längst von der Arbeit im Amt und vielen Zurücksetzungen geknickt worden war, und es fehlte nur mehr Karl. Als er um eins nicht da war, setzte man sich zu Tisch. Er hatte zuweilen Überstunden in der Bank, und obgleich er dies in seiner ordentlichen Art gewöhnlich durch einen Aufruf beim Nachbar, der als Arzt ein Telephon besaß, anzuzeigen pflegte, mochte heute keine Zeit dazu gewesen sein. Der Hofrat machte sein Schläfchen nach Tisch, die Hofrätin brachte ihre Küche in Ordnung, denn ein Mädchen konnte sie sich nicht halten, und legte sich auch zur Ruhe.

Es war schon ziemlich spät, als sie erwachte, und sie fühlte sich unruhig, ohne zu wissen warum. Sie kochte sich Kaffee, und machte ein paar Besorgungen, aber als sie zurückkam, fand sie ihren Sohn noch immer nicht daheim, obgleich die nachmittägige Dienstzeit sonst kürzer war, wenn er durchgearbeitet hatte. Das überraschte sie und machte sie ängstlich, denn er hatte wieder nicht angeklingelt.

Irgendeine böse Ahnung zog ihr das Herz zusammen, und sie bat die Doktorfrau von nebenan, in die Bank telephonieren zu dürfen. Ein Bürokollege Karls kam an den Apparat und sie ersuchte, ihren Sohn ans Telephon zu rufen. »Ihren Sohn? er ist doch heut nachmittags gar nicht hier gewesen?« sagte der junge Bankbeamte. — »Wie ist das möglich? Er ist mittags auch nicht zum Essen nach Hause gekommen!« — »Das verstehe ich nicht«, sagte Herr Stuhlecker, der Kollege. »Ich selbst habe mich um halb ein Uhr mittags von ihm verabschiedet und er hat gesagt, er ginge jetzt zu Tisch nach Hause.« — »Vielleicht hat er Überstunden gemacht«, sagte zitternd die Hofrätin. — »Gewiß nicht. Wir sind zusammen in Begleitung des Kollegen Meyer nach zwölf von der Bank weggegangen, haben ein wenig in der Stadt gebummelt und uns an der Ecke Stephansplatz-Kärntnerstraße von ihm verabschiedet. Er sagte, er hätte noch eine kleine Besorgung und ginge dann direkt nach Hause. Nachmittag ist er überhaupt nicht gekommen. Aber beunruhigen Sie sich doch nicht, gnädige Frau«, fuhr er fort, als ein unterdrückter Laut am Telephon hörbar wurde. »Es wird ihm gewiß nichts zugestoßen sein. Er ist eben anderswo geblieben, dergleichen kommt ja vor.«

Aber die Hofrätin hatte ihn gar nicht bis zu Ende sprechen gehört. Totenbleich lief sie in ihre Wohnung hinüber, wohin ihr Gatte nun auch schon zurückgekehrt war, und berichtete, daß Karl auch in der Bank nicht gewesen sei. Nun wurde der Hofrat selbst erregt und nahm die Sache in die Hand. Er telephonierte zunächst an die Polizei und verschiedene Rettungsstationen, und es beruhigte ihn etwas, als er hörte, daß niemand von einem Auto überfahren oder sonstwie beschädigt eingeliefert worden sei. Er bemühte sich, die Unruhe seiner Frau zu dämpfen und darauf hinzuweisen, daß junge Leute zuweilen mancherlei Beziehungen haben, die ihre bürgerliche Ordnung stören können, wenn dies auch zu Karls bisherigem Verhalten nicht recht stimmte.

In der Bank war nach Stuhleckers Meldung augenblicklich das Ressort revidiert worden, in dem Karl beschäftigt war, doch es zeigte sich in musterhafter Ordnung und nichts fehlte. Seine Arbeit war an dem Punkt liegen geblieben, an dem er sie als gewissenhafter Beamter am Nachmittag wieder hätte aufnehmen müssen, und nichts sprach für ein absichtliches Fernbleiben. Als sich jedoch nach einer für die Eltern unbeschreiblich qualvollen Nacht noch immer nicht die leiseste Spur von ihm zeigte, begannen die polizeilichen Nachforschungen. Die

beiden jungen Bankbeamten wiederholten ihre Aussage, daß sie sich von ihrem in bester Stimmung befindlichen Kollegen mittags im Herzen der Stadt getrennt hatten; sie selbst waren, was zwei des Weges kommende Kolleginnen bestätigen konnten, die Kärntnerstraße hinaufgegangen, um Billette für die Oper zu besorgen, während Karl heimgehen wollte, da er in seiner pedantischen Art das Mittagmahl der Eltern nicht verzögern mochte. Sein Weg führte ihn durch lauter belebte Straßen, wo an einen Raubanfall oder ein Attentat, die am hellen Mittag nicht unbemerkt bleiben konnten, nicht zu denken war. Wie man genau feststellte, hatte er außer einer bescheidenen Geldsumme für den Tagesbedarf und seiner silbernen Uhr keinerlei Wertsachen bei sich, sodaß es ausgeschlossen schien, daß um so geringer Werte willen ein Verbrechen an ihm begangen worden wäre. Das machte die Sache nur noch rätselhafter. Die Polizei suchte sich Klarheit über seine weiblichen Bekanntschaften zu verschaffen, und Stuhlecker konnte angeben, daß Karl seit einiger Zeit Beziehungen zu Fräulein Jenny, einer kleinen Modistin, unterhalte, deren Familiennamen er allerdings nicht angeben könne.

Noch ehe die Behörde Erhebungen anstellen lassen konnte, lieferte sich Fräulein Jenni in aller

Harmlosigkeit selbst aus, indem sie mit rotgeweinten Augen bei der Bank erschien, um nach dem Verbleib ihres Freundes zu fragen, der ausgeblieben sei. Fräulein Jenny wurde nun nach allen Seiten einvernommen, doch stellte sich heraus, daß sie ein höchst harmloses und ziemlich solides Geschöpf war, das ebenso wenig wußte wie die Polizei, ihrem verschwundenen Geliebten heiße Tränen nachweinte und auch keinerlei Brüder oder frühere Liebhaber besaß, die ein Rächeramt an ihm hätten vollziehen können.

So blieb das merkwürdige Verschwinden eines jungen Menschen am hellen Tage mitten in der Stadt völlig unaufgeklärt, trotzdem der Fall begreiflicherweise großes Aufsehen machte. Die unglücklichen Eltern waren gebrochen, die Schwestern wurden telegraphisch zurückgerufen und wiewohl man sich bemühte, der Familie Hoffnung einzuflößen, wurde dies doch von Tag zu Tag geringer. Die aus der Donau gezogenen Leichen wurden auf das genaueste geprüft, die verdächtigen Häuser und Lokale auf das sorgsamste überwacht, doch ohne das geringste Resultat. Die Öffentlichkeit hatte sich über den Fall noch nicht beruhigt, als ein neuer, fast analoger sie in Bestürzung versetzte. Diesmal handelte es sich um den Sohn eines



pensionierten hohen Offiziers, der in einer Rechtsanwaltskanzlei tätig war. Genau wie Karl Karrner hatte der junge Mensch sein mitten in der Stadt gelegenes Büro eines Mittags in bester Stimmung verlassen und war weder dahin zurückgekehrt, noch in die Wohnung seiner Eltern, bei denen er lebte. Obwohl in Temperament und Art von Karl verschieden, gehörte er doch auch zu jenen jungen Leuten, denen keinerlei Extravaganzen zuzutrauen sind. Auch er hatte sich keinerlei Veruntreuung zuschulden kommen lassen und seine Arbeit zurückgelassen wie einer, der sie ein paar Stunden später wieder aufzunehmen denkt, wie jener hatte er nur geringfügige Werte bei sich getragen und in einer keineswegs abgelegenen Gegend gewohnt. Es bestand kaum ein Zweifel, daß diese beiden Fälle einen Zusammenhang hatten, aber welchen, das zu ergründen gelang in keiner Weise, und die Verschwundenen blieben verschwunden. Doch sollten sie nicht die letzten bleiben.

Ein dritter Fall folgte unmittelbar darauf, ein vierter ein paar Wochen später, und so in größeren Zeitabständen noch mehrere, bis die ganze Stadt in einen Zustand unbeschreiblicher Panik geriet.

Die Eltern erwachsener Söhne waren nur mit Mühe davon abzuhalten, diese aus ihren Büros

abzuholen wie Schulkinder.

Die jungen Leute selbst wurden nervös und verließen ihre Ämter möglichst in Gruppen. Es gab auch Tollköpfe, die ob solcher Vorsicht höhnten, und von diesen blieb gleichfalls einer verschwunden.

Es kam natürlich auch vor, daß die Polizei überflüssig alarmiert wurde, und daß sich solch ein angeblich Vermißter nach einem frohen kleinen Liebesabenteuer unversehrt wieder einstellte. Aber es blieben noch genug rätselhaft Unauffindbare übrig. Die Wachen wurden verschärft, hohe Polizeibeamte gaben ihre Demission und wurden durch andere ersetzt, große Entdeckerprämien wurden ausgeschrieben, die Zeitungen stellten die scharfsinnigsten Vermutungen auf, und es regnete von anonymen und unterzeichneten Briefen mit den merkwürdigsten Vorschlägen. Das Endresultat aber blieb ein negatives, und keiner der Vermißten tauchte wieder empor.

Das Ansehen der Stadt veränderte sich allmählich. Mittags sah man die jungen Leute fast nur gruppenweise. Es gab auch einzelne, die harmlos zu spazieren schienen, aber gerade an der künstlichen Gleichgültigkeit ihrer Gesichter konnte man merken, daß es Detektive waren, die hofften, daß das Rätsel sich an sie heranwagen würde. Doch die

Verbrecherbande, an deren Existenz niemand zweifelte, mußte schlau sein: niemals konnte man eine verdächtige Annäherung konstatieren. Ausländer und auffallende Damen wurden in Haft genommen und wieder freigelassen, öffentliche Häuser heimlich zerniert. Nirgends fand sich der Beweis einer Schuld.

Das Übereinstimmende an allen diesen jungen Leuten war, daß sie mitten in ihren Familien lebten, ihre Stellungen ordentlich ausfüllten und trotz aller Verschiedenheit eine Art soliden Durchschnittes darstellten, der sich weder durch besondere Begabung, besonderes Vermögen oder irgendwelche exzentrische oder unnatürliche Neigungen hervortat. Es war, als griffe die Hand des Schicksals gerade nach jenen Unauffälligen, von denen nie jemand gesprochen haben würde, wenn nicht ein seltsames und sicherlich schauerliches Schicksal sie plötzlich wie unter einem Scheinwerfer in den Mittelpunkt der Ereignisse gestellt hätte

---

## **Zweites Kapitel.**

Fanny Karrner stand vor der Bühnentür des Opernhauses, um auf ihre Freundin, die Sängerin Jadwiga Jalewska, die im Privatleben übrigens den harmlosen Namen Hedwig Nowak führte, zu warten.

Ihr Bruder zählte nun schon seit mehreren Monaten zu den Vermißten. Zu Beginn hatte sich Fanny in begreiflicher Erschütterung bewogen gefühlt, sich ganz den Ihren zu widmen, doch als sie bemerkte, daß niemand besonderen Wert darauf legte, war sie zu dem zurückgekehrt, was Inhalt und Glück ihres Lebens bildete: ihrer Freundschaft zu Jadwiga Jalewska.

Jadwiga stand seit etwa zwei Jahren im Mittelpunkt des Interesses. Sie war eine schlanke, hochgewachsene Blondine, mit keckem Stumpfnäschen, einem breiten, lachenden Munde, prachtvollen Farben, die der Schminke eigentlich nicht bedurft hätten, einer ebenso gewaltigen wie ungebändigten Sopranstimme und einem ebenso unbändigen darstellerischen Temperament. Ihre vollkommen naturalistische Art war zugleich auch ihr

Erfolg, und auf bedenklichere Stimmen, die ihr eine höhere Gesangkultur und eine Verfeinerung ihres musikalischen Empfindens anrieten, hörte sie nicht gern. Der augenblickliche Erfolg genügte ihr vollkommen, und für die Kunst fühlte sie sich nicht verantwortlich.

Mehr noch als durch ihre künstlerischen Leistungen machte sie durch ihre Liebesabenteuer von sich reden. Sie stand in Beziehungen zu einem alten und sehr reichen Aristokraten, der indessen seiner Gesundheit halber wenig in der Stadt war und für die Zeit seiner Abwesenheit mit kluger Nachsicht beide Augen zudrückte. Hedwig machte von seiner Liberalität den reichlichsten Gebrauch: Kollegen und Bühnenarbeiter, Studenten und Finanziere — sie nahm sie sich, wie sie ihr gefielen, um sie rasch wieder fahren zu lassen. Nur der Wechsel hatte Reiz für sie. Zuweilen hatte sie Augenblicke der Unzufriedenheit und nahm sich vor, alles andere sein zu lassen und gründlich zu studieren, um von der lokalen Beliebtheit zum Weltruhm aufsteigen zu können — aber solche Anfälle hatten keinen Bestand, und ein neuer erotischer Anreiz schlug sie gründlichst nieder. Die unbändige Vitalität dieser Frau hatte Fanny aufs tiefste ergriffen, weil sie selbst klein, unhübsch und sogar von ihrer Familie

unbeachtet war, und die andere somit alles darstellte, was sie selbst gern gewesen wäre.

Atemlos stand sie weit über gebeugt auf der vierten Galerie, während Hedwig sang, und versagte sich das Nötigste, um ihrem Idol Blumen zu schicken und lange Briefe schreiben zu können, auf welche die Jalewska nie antwortete, denn ihre konsistentere Natur hatte für derartige Mädchenschwärmereien nicht das geringste übrig.

Eines Tages faßte sich Fanny ein Herz und ging — sie hatte es schon oft versucht und war immer wieder mutlos umgekehrt — zur Jalewska.

Auf ihr Klingeln öffnete ihr diese selbst im Schlafrock und in übelster Laune. Barsch ersuchte sie Fanny, sich sofort zu trollen, sie wisse nicht, wo ihr der Kopf stehe, ihre Köchin und ihr Stubenmädchen seien ihr heute unbegreiflicher Weise davongelaufen, bloß weil sie sie ein wenig geohrfeigt habe. Auch Fanny fand es unbegreiflich, daß die Mädchen sich Ohrfeigen von solcher Hand nicht hatten gefallen lassen, und zugleich kam ihr das Bewußtsein, daß dies ihre Schicksalstunde sei. Sie bot ihre Hilfe an, drang, fast ohne zu wissen wie, in die Wohnung, sah sich wie im Traum, im Schlafzimmer der Sängerin, von ihrem Duft und ihren Sachen umgeben, räumte und schuf Ordnung, während Hedwig auf dem Sofa

lag, eine Zigarette nach der andern rauchte und höchst vergnügt dieser unvorhergesehenen neuen Hilfskraft zusah, die sich geschickt und lautlos tummelte und fast hellseherisch aus ihrem Gefühl heraus erriet, wie die Sängerin alles haben wollte. So entstand diese Freundschaft, die Fanny beseligte und ihr eine Arbeit süß erscheinen ließ, die ihr daheim höchst widerwärtig gewesen war. Auch später, als sie der Jalewska Personal verschafft hatte, behielt sie die Oberaufsicht über den Haushalt, der sich unter ihren Augen beträchtlich ordnete.

Hedwig war zuerst reizend zu ihr, denn sie hatte Sinn für ihren Vorteil, und wußte, daß sie eine Stütze, Wirtschafterin und Kammerfrau von ähnlicher Verlässlichkeit und Uneigennützigkeit nie mehr finden würde; aber auch als sie ihre Launen an Fanny auszulassen begann, nahm diese es als ein Schicksal hin, beglückt, ihrer Gottheit dienen zu dürfen. Ihr Dasein hatte plötzlich Inhalt bekommen, sie lebte das bunte Leben der Sängerin mit, saß im Theater, so oft sie auftrat, durchfühlte die zahlreichen Krisen ihres Lebens mit ihr und empfing schüchterne junge Burschen und Mädchen — denn merkwürdigerweise wirkte die Jalewska stark auf das weibliche Geschlecht, trotzdem sie sich nichts aus ihm machte — mit der Mitteilung, daß Fräulein Jalewska leider

nicht zu sprechen sei, daß sie sich aber bemühen werde, das verlangte Autogramm zu verschaffen, wobei sie beglückt ihren eigenen Aufstieg zur Freundin und Vertrauten empfand, der als Lohn für ihre Verdienste sogar das Du zuteil wurde.

Fannys Angehörige waren allerdings mit dieser Freundschaft nicht einverstanden. Sie hatten weder Geld noch Neigung, in die Oper zu gehen, und schätzten die Jalewska mehr nach ihrem schlechten Ruf ein, als nach ihrer künstlerischen Beliebtheit. Sie fanden, daß Fanny von ihr ausgenutzt wurde, und sprachen schließlich ein offenes Verbot dieses Verkehrs aus.

Nun legte sich Hedwig selbst ins Mittel, der daran gelegen war, ihre treue Helferin nicht zu verlieren. Eines Sonntagnachmittags erschien sie in einfachster Kleidung, ohne ein Stück ihres kostbaren Schmuckes und völlig ungeschminkt bei der Familie und wußte unter Betonung ihrer schlichten, volkstümlichen Abstammung so herzhaft zu plaudern und jeden so geschickt bei seiner schwachen Seite zu fassen, daß man ganz entzückt von ihr war, und sogar Irma, die ältere Schwester, welche die heftigste Gegnerin dieses Umganges gewesen war, vielleicht weil sie ihn der sonst so zurückgesetzten Fanny neidete, sich nunmehr der Bekanntschaft der Sängerin rühmte.



Weiteren Annäherungen der Hofratsfamilie wich Hedwig allerdings geschickt aus, da ihr Sinn nicht gerade nach Familienverkehr stand.

Fannys Herzenswunsch wäre es gewesen, das Vaterhaus zu verlassen und ganz zu der Freundin zu übersiedeln; dies jedoch war nicht nach dem Geschmack der letzteren, die sich zwar in bezug auf ihre Liebesabenteuer wenig vor Fanny genierte, aber doch eine dauernde Kontrolle nicht wollte. So gestalteten sich die Dinner in der Weise, daß Fanny zwar daheim schlief, aber sonst so ziemlich den ganzen Tag bei der Sängerin zubrachte und ihr zuzeiten auch auf Reisen als Kammerjungfer und Garderobiere folgen durfte.

Jetzt stand Fanny ziemlich ungeduldig vor der Oper und wartete auf das Ende der langen Lohengrin-Probe, als ein junger Mann heraustrat. Er trug die blaue Bluse des Bühnenarbeiters und eine große Werkzeugtasche in der Hand, und hatte einen blonden Schnurrbart und einen ziemlich auffallenden blonden Schopf unter seiner Mütze. Er sah sich einen Augenblick prüfend um, trat dann auf Fanny zu und fragte, höflich die Mütze lüftend, ob sie die Freundin von Fräulein Jalewska sei. Als Fanny bejahte, sagte er, die Sängerin habe ihn mit einem Auftrag herausgeschickt. Sie lasse Fanny bitten, sogleich zur

Schneiderin zu fahren, darauf zu dringen, daß die fast vollendete Toilette, die dort in Arbeit war, sofort fertig gemacht würde und sie gleich mitzunehmen. Fanny meinte etwas erstaunt, daß sie eben vorhin, bevor die Jalewska zur Probe ging, an der gleichen Stelle besprochen hätten, noch eine Abänderung mit der Schneiderin zu verabreden.

Der junge Mann entgegnete achselzuckend, daß er nur bestelle, was ihm die Sängerin aufgetragen, die im übrigen ziemlich schlechter Laune scheine.

Seufzend entschloß sich Fanny, den Auftrag auszuführen, obgleich sie es liebte, Hedwig gleich nach der Probe in Empfang zu nehmen und ihre Erlebnisse dabei, die zumeist Streitigkeiten waren, zu erfahren. Aber sie kannte auch die Launen ihrer Freundin, ihre Ungnade, wenn man sie nicht gleich erfüllte, und die überraschenden Wendungen ihrer Wünsche, und so ging sie.

Noch mehr überrascht wäre sie freilich gewesen, wenn sie gesehen hätte, wie der Bühnenarbeiter, der ihr mit den Augen folgte, in ein Haus der Oper gegenüber eintrat und nach einer Viertelstunde als völlig Verwandelter wieder herauskam: die blaue Bluse war mit einem sehr eleganten Homespunanzug vertauscht, der Schnurrbart war fort, und statt des blonden Schopfes krönte ein tadelloser brauner

Scheitel sein Haupt. So faßte er als höchst soignierter junger Mann an der Stelle Posto, wo Fanny gestanden hatte, und wartete auf die Sängerin, die nach einer Weile herauskam.

Sie war übelster Laune. Die Probe war miserabel gewesen. Ein neuer, ganz junger Kapellmeister hatte sie geleitet, der als zukünftiges Genie galt und die Frechheit besaß, von der Jalewska exakte Einsätze und ähnliche Belanglosigkeiten zu fordern, statt mit ihren explodierenden hohen Tönen und den Leidenschaftsausbrüchen zufrieden zu sein, mit denen sie doch das Publikum beherrschte.

Das konnte sie sich nicht gefallen lassen.

Sie hatte ihm ein paar Grobheiten hinuntergeworfen, aber kein Zug seines rasierten, bebrillten Gesichtes unter dem glatt zurückgestrichenen Haar hatte sich verändert, und er hatte höflich auf der immer erneuten Wiederholung des ersten Finales bestanden, das Hedwig nun schon auf die Nerven ging. Sie war wütend; ringsum grinsten höhnisch die Gesichter der Kollegen, die sich freuten, daß hier die vielbeneidete Allmacht der Jalewska offenbar zerschellte, und sie fragte sich, ob sie diesen Menschen nicht rasend in sich verliebt machen und dann zum Teufel jagen sollte?

Doch auch als sie, sich plötzlich verwandelnd, ihr süßestes Lächeln zu ihm hinunterschickte, blieb er ungerührt, und das einzige, was ihn zu interessieren schien, war ihre musikalische Genauigkeit. Es war zugleich anstrengend und empörend.

Nun sah sie sich nach Fanny um, dem stets willkommenen Prügelbock für ihre schlechte Laune, und die war auch nicht da. Die Sängerin tobte innerlich.

Sie beschloß, zu Fuß nach Hause zu gehen, um ihren Zorn etwas auszulaufen, und setzte ihre langen, schlanken Beine in Trab. Sie merkte, daß der junge Mann, der vor der Bühnentür gestanden hatte, ihr folgte, doch dergleichen war sie gewöhnt und sie beachtete es nicht. Allmählich aber machte es sie nervös, ihn hinter sich zu hören. Sie schlug ein gewaltiges Tempo an, aber immer klang sein Schritt unmittelbar hinter ihr. Hätte er sie angesprochen, so hätte sie ihn derb abgewiesen. Daß er es nicht tat, sondern stumm und hartnäckig jeder Beschleunigung oder Verlangsamung ihres Trittes folgte, ärgerte ihr ohnehin schon verärgertes Gemüt. Zornig wandte sie sich um und stieß hervor: »Haben Sie die Güte, mich nicht länger zu belästigen!«

»Aber meine Gnädige,« sagte der elegante junge Mann freundlich, indem er seinen Hut zog, »ich bin

mir nicht der geringsten Belästigung bewußt!«

»Steigen Sie mir vielleicht nicht nach?«

»Wir haben den gleichen Weg«, sagte der junge Mann verbindlich.

»Es macht mich nervös, wenn Sie immer schweigend einen Schritt hinter mir hergehen.«

»Wenn Sie das Schweigen irritiert, besteht ja die Möglichkeit, es zu brechen«, sagte der junge Mann.

»Wollen wir ein bißchen plaudern?«

»Dazu bin ich geradeaufgelegt!«

»Ich würde gern alles tun, um Ihre Stimmung zu verbessern!«

»Ich lasse mich überhaupt nicht von fremden Leuten auf der Straße ansprechen«, sagte Hedwig, die es zuweilen liebte, unvermittelt die Dame zu markieren.

»Gestatten Sie mir, festzustellen, daß ich nicht Sie, sondern Sie mich angesprochen haben.«

»Also, das ist eine Frechheit«, sagte Hedwig, deren Stimmung sich inzwischen merklich gebessert hatte. Es tat ihr gut, nach der Niederlage bei dem Kapellmeister als Frau zu wirken. Über dies gefiel ihr der kecke, aber entschieden distinguierte junge Mann. Er hatte etwas Eigenartiges, und namentlich seine stahlgrauen Augen, die er fest auf sie gerichtet hielt, faszinierten sie. Er blieb an ihrer Seite, und es

entwickelte sich eine so angeregte Unterhaltung zwischen ihnen, daß Hedwig es fast bedauerte, als ihr Haus erreicht war.

Auch der Fremde schien es zu bedauern, denn er trat unmittelbar hinter ihr ein, trotzdem Hedwig ihn bereits verabschiedet hatte.

»Was machen Sie?« fragte sie erstaunt.

»Ich erlaube mir, Sie in Ihre Wohnung zu begleiten.«

»Habe ich Sie dazu aufgefordert?«

»Sie werden mir gestatten, diese Frage als Aufforderung aufzufassen.«

»Ich denke nicht daran«, sagte Hedwig in einem plötzlichen Anfall von Sprödigkeit.

»Adieu.«

Sie hatte im Augenblick aus irgendeinem Gefühl, über das sie sich selbst nicht klar war, den Wunsch, das Abenteuer zu beenden.

Sie schritt die Treppe hinauf, der junge Mann, ohne sich im geringsten beirren zu lassen, hinter ihr drein.

»Nehmen Sie sich in acht«, sagte er. »Hier ist der Teppich umgeschlagen. Ihr Portier scheint nachlässig zu sein.«

»Sie unterstehen sich . . .«

»Ich bitte um eine Tasse Tee«, sagte der junge Mann.

»Es ist zwar eigentlich keine Teezeit. Aber bei dem Tempo, das Sie anschlagen, habe ich sie mir verdient.«

So geschah es, daß der Fremde bei Jadwiga Jalewska Tee trank, und daß es nicht beim Tee allein blieb. Er hatte eine eigentümliche Art, seinen Willen durchzusetzen.

Ohne im geringsten auf die Worte der Sängerin zu hören, ging er gerade auf sein Ziel los, ohne Schmeichelei, ohne Komplimente und Liebesworte, so daß Hedwig sich fragte: Weiß er überhaupt, daß ich die berühmte Jalewska bin?

Behandelt er mich wie eine große Dame oder wie eine Kokotte? — Etwas in seinen Augen verlangte Unterwerfung, und daß sie diese empfand, war ganz neu für sie. Irgendein Strom ging durch sie hindurch, den sie bisher noch nicht gekannt hatte. Und während sie die Weichheit der seidenen Kissen ihrer Ottomane unter sich fühlte, dachte sie verschwommen: Wenn nur Fanny nicht kommt! Wenn nur Fanny gerade jetzt nicht kommt . . .

Und Fanny kam nicht.

---

## **Drittes Kapitel.**

Als ihr neuer Freund sie eine Stunde später verließ, befand sich Hedwig in einem Zustande, den sie nur schwer hätte definieren können. Während sonst nach den Augenblicken der Freude jedes Gefühl in ihr erloschen war, und sie den Wunsch hatte, den Freudenspender wieder loszuwerden, war jetzt nur das Begehren in ihr, diesen festzuhalten, wieder zu haben.

Als er sich zum Abschied über ihre Hand beugte, fragte sie: »Morgen wieder? morgen?« und hörte, selbst erstaunt, den angstvollen Ton ihrer Stimme und ihr Aufatmen, als er bestimmt versprach, sie morgen wieder aufzusuchen.

Hier war etwas Neues, das sie nicht kannte, und sie empfand es eigentlich nicht als Glück, sondern hatte eher das Gefühl, um eine Kraft und Freiheit gebracht worden zu sein, die sie vorher besessen hatte. Sie wünschte, ihn nie gesehen zu haben, und fragte sich doch unruhig, ob er wiederkommen würde, während sie immerfort auf dem rosa Teppich ihres Schlafzimmers auf und ab schritt. Sie wußte nur, daß



ihr neuer Freund Roland von Krey hieß und Beamter im Unterrichtsministerium war. Sie fühlte sich unglaublich nervös, und als in diesem Augenblick die unglückliche Fanny eintrat, die verlangte Toilette, auf die sie stundenlang hatte warten müssen, über dem Arm, ging ein Hagel von Scheltworten auf sie nieder, wie selbst Fanny sie noch nie gehört hatte. Sie mußte sich fragen lassen, warum sie, die Falsche, Niederträchtige, Unzuverlässige, nach der Probe nicht zur Stelle gewesen sei, wie es ihre Pflicht gewesen wäre, und mühsam schob Fanny ihre Antwort ein, daß sie doch eben im Auftrage der Sängerin ihren Platz verlassen habe.

Es stellte sich heraus, daß ein solcher Auftrag niemals gegeben worden war, daß Fanny in ihrer Dummheit und Unverläßlichkeit offenbar irgend etwas ganz falsch verstanden haben mußte, und schließlich wies ihr die Jalewska die Tür und brach, von den Ereignissen des Tages überreizt, in einem Weinkrampf auf dem Teppich zusammen.

Zu einer andern Zeit würde Fanny, die nicht dumm war, darüber nachgedacht haben, wie es denn komme, daß ein Fremder sie unter einer offenbar falschen Vorspiegelung von ihrem Platz habe entfernen wollen. Als sie jedoch ihre Freundin in einem solchen Zustande sah, traten diese Gedanken

völlig in den Hintergrund und sie trachtete nur, sie mit Brom und kalten Umschlägen zu beruhigen. Schließlich erreichte sie es, daß Hedwig, ohne Grund noch leise weinend, sich an ihre Brust lehnte, wobei sie gänzlich vergaß, daß sie Fanny vor zehn Minuten noch hatte hinauswerfen wollen.

Sie wartete die ganze Zeit in unbeschreiblicher Aufregung, ob ihr neuer Freund wieder kommen werde, forderte am nächsten Morgen in der Probe stürmisch ihre Entlassung, was die Direktion nicht sonderlich aufregte, da sich dies durchschnittlich alle zwei Monate zu ereignen pflegte, und beruhigte sich erst, als sie ihn am Nachmittag wieder in ihre Arme schloß, um dann wieder bis zum nächsten Male ihrer Nervosität freien Lauf zu lassen.

Es konnte Fanny nicht verborgen bleiben, daß Hedwig wieder einen neuen Liebhaber hatte, und sie nahm diese Tatsache zunächst mit ziemlicher Ruhe. Sie wußte, daß solche Emotionen nötig waren, und daß sie nie lange zu dauern pflegten.

Diesmal war die Sache anders. Hedwig entwickelte eine Leidenschaftlichkeit, die sie sonst dauernd niemals besessen hatte. Auch vermied sie es, Fanny mit dem Freunde bekannt zu machen, was sie sonst immer getan hatte; diesmal unterblieb es auf Wunsch Herrn von Kreys. Fanny wurde entfernt,

wenn er kommen sollte, und sie irrte dann mutlos durch die Straßen oder ging heim, wo es seit dem Verschwinden des Bruders noch trostloser war als sonst, und wo Irma, die noch immer keinen Mann gefunden hatte, sie höhnisch fragte, ob die Freundschaft mit der Sängerin nun glücklich zu Ende sei.

Den Parkettsitz in der Oper, den die Jalewska bei jedem Auftreten zur Verfügung hatte, erhielt nicht mehr Fanny, sondern der Freund. Fanny stand nun wie früher weit übergebeugt auf der Galerie und inspizierte mit scharfen Augen den Sitz, der ihr zukam und der meistens leer blieb. Nur ein einzigesmal benutzte ihn Herr von Krey, und er kam Fanny aus der Entfernung in irgendeiner Art bekannt vor, obgleich sie sich absolut nicht erinnern konnte, wo sie ihn schon gesehen hatte.

Daß ihr Freund für ihre künstlerischen Leistungen so wenig Interesse zeigte, irritierte die Jalewska außerordentlich, denn sie wußte genau, daß die Bewunderung des Publikums die Anziehungskraft einer Frau für die meisten Männer verstärkt. Er liebte es auch nicht, sich mit ihr in der Öffentlichkeit zu zeigen, während die anderen auf die vielbeneidete Gunst der schönen Sängerin stets stolz gewesen waren. All dies steigerte die merkwürdige

Unsicherheit, die sie ihm gegenüber empfand, und die Schuld daran war, daß sie seiner nicht überdrüssig wurde, sondern sich im Gegenteil stärker und stärker an ihn gefesselt fühlte.

Die ganze Sache mochte etwa drei Wochen gedauert haben, als Hedwig eines Tages zu der eintretenden Fanny sagte: »Morgen zieht Roland hierher.«

»Was soll das heißen?« fragte Fanny erschrocken.

»Du bist wohl ganz dumm?« sagte Hedwig verächtlich.

»Es soll heißen, daß wir uns nicht mehr voneinander trennen wollen.«

»Aber Hedwig!« rief Fanny, »und der Fürst?« Denn sie wußte, daß Hedwig, so wenig sie sich genierte, doch stets das Äußerste vermied, um sich die Gunst ihres alten, einflußreichen und großmütigen Freundes zu erhalten.

Hedwig gebrauchte ein Wort, das an die Volkstümlichkeit ihres Ursprungs gemahnte und das ausdrücken sollte, daß Fanny und der Fürst ihr in diesem Augenblick gleichermaßen wenig wichtig seien. Fanny aber ging elend weg. Ihre Rolle bei der Jalewska war ausgespielt, das fühlte sie. Zwar war eine Oberaufsicht über den Haushalt gewiß noch vonnöten, aber das intime Zusammensein mit

Hedwig, die Vertraulichkeit der Aussprache, dies alles war doch durch einen Dritten gestört, der sie sicherlich bald ganz hinausdrängen würde. Dies war zu Ende. Ihr blieb nichts, als daheim das Aschenbrödel zu spielen wie früher, oder in einem Büro Schreibmaschine zu tippen; das bunte, farbige und aufregende Leben der Sängerin verschloß sich ihr für immer.

Am nächsten Morgen blieb sie zum Erstaunen der Ihren daheim, machte sich im Hause nützlich und studierte die Stellenangebote in der Zeitung. Alles erschien ihr trostlos, und sie hatte das Gefühl, als sei ihr Dasein keinen Schuß Pulver mehr wert. Gegen Abend wurde sie an das nachbarliche Telephon gerufen.

»Komm, komm sofort!« hörte sie die Stimme der Jalewska sagen, die so stark zitterte, daß sie sie kaum verstand.

Erschreckt und zugleich überglücklich, daß sie gerufen worden war, stürzte Fanny fort. Sie fand die Sängerin im Zustand vollständiger Auflösung. »Er ist nicht gekommen«, stammelte sie unter Schluchzen.

»Aber Hedwig! Man kann einmal abgehalten worden sein!« versuchte Fanny zu trösten.

»Aber gerade heute! Wo er für immer hätte kommen sollen!«

Dies war allerdings merkwürdig. Fanny blieb an diesem Abend ganz bei Hedwig, und sie warteten vergebens, auch den ganzen nächsten Tag. Er kam nicht, auch kein Brief oder eine Botschaft.

»Du mußt schreiben oder telephonieren«, riet Fanny.

Es stellte sich heraus, daß die Jalewska weder die Adresse ihres Freundes kannte, noch Näheres über seine privaten Umstände wußte. Dies lag durchaus in ihrer Natur. Selbst wo sie von Leidenschaft besessen war, interessierte sie der Mensch nur, soweit er auf sie selbst Bezug hatte, und sein übriges Leben war für sie nicht vorhanden. Doch wußte sie, daß Roland von Krey im Unterrichtsministerium amtierte, und sie beschwor Fanny, dorthin zu gehen und nach ihm zu fragen.

Gehorsam trabte Fanny fort, doch als sie den Portier des schönen alten Palastes nach Herrn von Krey fragte, erklärte dieser, daß kein Beamter dieses Namens hier beschäftigt sei. Verächtlich ließ sie den Ignoranten stehn und begab sich in ein Amtszimmer des ersten Stockwerkes, wo sie gleichfalls erfuhr, daß ein Herr Roland von Krey nicht zu dem Beamtenkörper gehöre. »Vielleicht in einem andern Ministerium«, tröstete man sie, und Fanny, die vermutete, daß ihre Freundin sich verhöhrt hätte, lief

nun ein Ministerialgebäude nach dem andern ab, mit dem gleichen negativen Resultat. Sie nahm auf den Rat der Beamten noch ein paar andere öffentliche Ämter dazu, ließ sich schließlich den Amtskalender geben, und kam endlich zu der Überzeugung, daß der Name Roland von Krey nirgends verzeichnet war.

Es war Nacht, als sie todmüde zu der Jalewska zurückkam, deren Aufregung sich durch das Warten nicht verringert hatte. Fanny befand sich in einem merkwürdigen Zustand, in dem über ihre Niedergeschlagenheit eine Art Triumphgefühl dominierte, daß der Mann, den sie als ihren Feind betrachtete, sich irgendwie als verdächtig erwies, und das gab ihr der Freundin gegenüber mehr Mut als sonst. »Er existiert nicht!« rief sie ihr schon an der Tür entgegen.

»Was soll das heißen?« schrie die Jalewska auf.  
»Ist er tot?«

»Das weiß ich nicht«, sagte Fanny. »Aber einen Herrn Roland von Krey gibt es offenbar gar nicht.« Sie berichtete ausführlich von ihren Irrfahrten und schloß: »Du bist einem ganz gewöhnlichen Hochstapler aufgesessen, Hedwig!«

»Nein,« sagte Hedwig leidenschaftlich, »das verstehst du nicht. Du hast noch zu wenig Erfahrung mit Männern. Dieser war etwas Besonderes.«

»Er war vermutlich Kommiss in einem Schnittwarenlager,« sagte Fanny schneidend, »und hat deine Vorliebe für den Adel ausgenutzt, um bei dir zu erreichen, was er wollte.«

Aber Hedwig war innerlich zu beschäftigt, um auf diesen Anwurf in der Weise zu reagieren, in der sie es sonst getan hätte. »Indem ich dich anschau, Fanny, kommt mir ein furchtbarer Gedanke«, sagte sie. »Ist nicht dein Bruder auf rätselhafte Art verschwunden? Verschwinden nicht immerfort noch junge Leute, und niemand weiß, was aus ihnen geworden ist? Wir haben uns in der letzten Zeit nur weniger darum gekümmert, wegen unserer eigenen Angelegenheiten. Es wird mir immer klarer, daß Roland auch zu den Opfern gehört.«

Der Gedanke setzte sich immer mehr bei ihr fest. Nur mit Mühe konnte Fanny sie davon abhalten, noch jetzt, am späten Abend, zur Polizei zu gehen.

Am nächsten Morgen fuhren beide bei der Polizeidirektion vor. Die Jalewska hatte sich schön gemacht, die Spuren der schlaflosen Nächte nach besten Kräften getilgt, denn sie wußte wohl, daß eine blendende und strahlende Frau mehr erreicht als eine bleiche und verhärmte.

Als sie das Auto verließen, stieß sie einen kleinen Schrei aus und faßte Fanny am Arm: »Fanny! Mir



war's, als hätte ich ihn dort unter dem Tor gesehen!«

Bei näherem Zusehen erwies es sich, daß die Sängerin sich getäuscht haben mußte.

»Nimm dich zusammen, Hedwig,« sagte Fanny. »Nerven darfst du jetzt nicht haben.« Sie war kaum weniger erregt als die Freundin. Es mußte sich jetzt zeigen, wer der Verhaßte eigentlich war.

Das Erscheinen der schönen und beliebten Sängerin erregte in dem surrenden Hause ein gewisses Aufsehen.

Der Präsident empfing sie mit aller Auszeichnung und geleitete sie persönlich in das Ressort, wo sie ihre Wünsche wegen des Vermißten vorbringen konnte. Dort nahm der oberste Beamte, ein eleganter Weltmann, ihr durchaus freimütig vorgebrachtes Geständnis entgegen, daß sie sich um einen Freund Sorge, für dessen Ausbleiben nicht der geringste Grund vorhanden sei, und daß sie dies mit den aufregenden Vorfällen der letzten Zeit in Zusammenhang bringen müsse. Er gab seine Aufträge, die auf Telephondrähten innerhalb und außerhalb des Hauses davonflatterten, und bemühte sich, Hedwig die Wartezeit zu verkürzen, indem er ihr eine bewundernde Analyse ihrer unsterblichen Mimi in der Boheme und ihrer Santuzza gab, was sie doch einigermaßen zerstreute.

Endlich kamen die Meldungen. Ein Herr Roland von Krey war nirgends gemeldet, weder als Einzelperson noch als Mitglied einer Familie dieses Namens. Da man ihn nicht kannte, konnte man ihn auch nicht vermissen. Übrigens hatte sich seit mehreren Wochen kein Verschwinden eines jungen Mannes mehr ereignet. Nichtsdestoweniger konnte der Beamte nicht umhin, die Tatsache für verdächtig zu erklären, daß jener sich unter falschem Namen bei der Sängerin eingeführt hatte.

Hedwig sah zu Boden, um Fannys triumphierend funkelnden Augen nicht zu begegnen. »Er könnte doch auch verheiratet gewesen sein — oder sonst welche Gründe familiärer Natur gehabt haben, um einen falschen Namen zu erfinden. Ich selbst gehe schließlich auch unter dem Namen Jadwiga Jalewska herum und erzähle manchmal, daß ich aus einem alten polnischen Grafengeschlecht stamme, während mein Vater Greißler in Wiener-Neustadt war, und ich einfach Hedwig Nowak heiße.«

»Das ist eine dem Künstler erlaubte unschuldige Lüge, meine Gnädigste«, versetzte der Beamte höflich. »Haben Sie — bitte, regen Sie sich nicht auf! — haben Sie etwas dagegen, wenn wir uns jetzt einmal das Verbrecheralbum besehen?«

Hedwig ließ ein leises Stöhnen hören, aber Fanny nickte heftig. Der Beamte geleitete die Damen dorthin, wo man einen Einblick in diese Institution nehmen konnte. Fanny ging mit großen Schritten voraus. Ein paarmal rief sie gierig beim Anblick eines Bildes: »Der ist es!«, aber der Beamte belehrte sie lächelnd, daß der Dargestellte fest unter Schloß und Riegel sitze oder gar schon verstorben sei. Endlich wurde er sogar etwas ungeduldig und bat Fanny, die Entscheidung darüber dem Fräulein Jalewska zu überlassen, die mit einem halben Glücksgefühl konstatieren konnte, daß keiner der Dargestellten dem Geliebten irgendwie glich.

Es dauerte ein paar Stunden, ehe Hedwig das Gebäude verließ, zu ihrem Auto geleitet wie eine Fürstin. Ihr Besuch bei der Polizei war eigentlich negativ verlaufen, doch dies schuf ihr eher eine Beruhigung. Das bißchen Namenswindel wollte sie gern verzeihen, und das andere mochte sich noch aufklären. Fanny war sehr niedergeschlagen.

Es hatte keinerlei Entlarvung gegeben, und sie war nun unten durch bei der Jalewska, die ihr mit verächtlich gekräuselten Lippen kaum ein Wort hinwarf. Endlich waren sie zu Hause. Die Sängerin schloß auf, ohne den Kopf nach Fanny zu wenden, und rief nach den Dienstmädchen.

Sie antworteten merkwürdigerweise nicht.

Die Jalewska ging in ihr Schlafzimmer, Fanny immer demütig hinterdrein, als beide gleichzeitig einen Schrei ausstießen. Der eiserne Schrank, in dem die Sängerin ihren kostbaren Schmuck verwahrte, war aufgesperrt, offenbar mittels eines zweiten Schlüssels, da die Jalewska den ihren immer an einem goldenen Kettchen bei sich trug, die Etuis lagen umhergestreut auf dem Teppich und waren ebenso leer wie das Portefeuille, in dem die Sängerin eine große Geldsumme verwahrte. Es konnte kein Zweifel über das herrschen, was geschehen war — und eigentlich auch nicht über den, der es getan hatte.

Während Fanny beschäftigt war, wenigstens einen ungefähren Überblick über den Schaden zu gewinnen, kamen auch die beiden Dienstmädchen nach Hause, einen ziemlich schweren Koffer mit sich schleppend, in dem die Jalewska einige besonders kostbare goldgestickte Prunkstücke ihrer Theatergarderobe verwahrte.

Sie waren etwa eine halbe Stunde nach der Abfahrt der Sängerin von einem Herrn telephonisch aufgerufen worden, der sich als Regisseur der Oper ausgab und im Namen des Fräuleins Jalewska ersuchte, den Koffer sofort zu ihr in die Oper zu

bringen und ihn wegen seines wertvollen Inhaltes nicht etwa einem Dienstmann anzuvertrauen.

Es dauerte ziemlich lange, ehe in der Oper erhoben wurde, daß die Sängerin gar nicht dort sei und auch niemandem einen derartigen Auftrag gegeben habe. Die verwirrten Mädchen kehrten um und wußten nicht, was sie davon halten sollten, aber Fanny erinnerte sich augenblicklich, daß auch sie einmal durch einen falschen Auftrag vom Schauplatz entfernt worden war, und es konnte kein Zweifel darüber sein, daß die Wohnung für den Einbruch hatte leer gemacht werden sollen.

Während die Sängerin geduckt und wie zusammengebrochen auf dem Sofa saß, benahm sich Fanny mit innerlichem Triumph, als hätte sie ihr Leben lang die Untersuchungen der Polizei dirigiert. Sie rief telephonisch Beamte herbei, die alsbald feststellten, daß die doppelten Wohnungs- und Schrankschlüssel mittels Wachsabdruckes angefertigt worden waren, wozu Herr von Krey während seines intimen Verkehrs im Hause der Sängerin reichlich Gelegenheit gehabt haben mochte; er schien kein Anfänger gewesen zu sein und Handschuhe dabei getragen zu haben, da sich nirgends ein Fingerabdruck fand. Gesehen war er nicht worden, da die Sängerin das erste Stockwerk eines nur von

wenigen Parteien bewohnten Hauses innehatte, und die Portierleute, wie sich herausstellte, gleichfalls durch einen falschen telephonischen Bescheid für kurze Zeit aus dem Hause gelockt worden waren.

Blitzartig entsann sich Fanny des jungen Bühnenarbeiters, der durch sein Dazwischentreten die ungestörte Bekanntschaft Roland von Kreys mit der Sängerin ermöglicht hatte, und plötzlich wurde sie sich klar darüber, warum ihr der letztere immer so bekannt vorgekommen war; die beiden waren offenbar identisch, und Krey mußte das belanglose Gespräch über das neue Kleid vor der Oper erlauscht und benutzt haben. Eine Anfrage beim Bühnenmeister ergab, daß ein Arbeiter, wie Fanny ihn schilderte, in der Oper überhaupt nicht beschäftigt war. Es schien sich hier also um einen lange ausgeklügelten und durch Verkleidungen unterstützten Plan zu handeln.

Die Sängerin, die die meisten Angaben hätte machen können, sagte eigentlich am wenigsten. Schwerer als das Verbrechen an ihr fiel ihr die Tatsache aufs Herz, daß sie den Mann, nach dem ihre Sinne brannten, nun nicht mehr in die Arme werde schließen können. Daß sie es mit einem Verbrecher zu tun gehabt hatte, dämpfte ihr erotisches

Empfinden nicht, ja, das Bewußtsein irgendeiner Gefahr, das sie sofort gehabt hatte, steigerte es noch. Den Verlust an Schmuck und Geld, das wußte sie, konnte das Leben ihr zurückbringen, ein solches Gefühl aber nie mehr.

Als die polizeiliche Untersuchung zu Ende war, die im übrigen keine nennenswerten Resultate ergeben hatte und sich nunmehr auf strenge Überwachung von Bahnhöfen und Juwelieren zu konzentrieren gedachte, bekam sie einen plötzlichen Anfall von Energie und verbot Fanny für alle Zukunft ihr Haus. Daß sie sich an der Jagd nach dem Verbrecher so eifrig beteiligt hatte, verletzte sie in tiefster Seele. Fanny verteidigte sich weinend, daß sie doch nur die Interessen der Freundin habe wahren wollen.

Hedwig erhob die Hand und schlug Fanny ins Gesicht.

Dann erbat sie sich einen mehrwöchentlichen Urlaub von der Oper, um ihre Nerven in einem Sanatorium in Ordnung zu bringen und zugleich den höhnischen Kommentaren der Öffentlichkeit über das blamable Ende ihres Liebesabenteuers auszuweichen.

---

## **Viertes Kapitel.**

Eine Stunde etwa, nachdem die Sängerin das Polizeigebaue verlassen hatte, ließ sich ein junger Mensch bei dem Beamten melden, bei dem die Jalewska gewesen war.

Es war einer von jenen Leuten, denen man die geistige Arbeit ansieht, mit kurzsichtig zugekniffenen Augen hinter einer Brille und einem wirren Schopf, dem man anmerkt, daß er häufig von ungeduldigen Fingern durchfahren wird.

Er trug eine Büchertasche in der Hand und war anständig, aber etwas nachlässig gekleidet.

Er stellte sich als Student Paul Hell aus Graz vor und wies zugleich seine Dokumente, die bezeugten, daß er der eheliche Sohn des zu Graz verstorbenen Kaufmanns Josef Hell und seiner gleichfalls verstorbenen Ehefrau Friederike gebornen Pacher sei, daß er an der dortigen Universität ordnungsgem zum Studium der Philosophie immatrikuliert habe und vor den letzten Prüfungen stünde.

Auf die etwas ungeduldige Frage des Beamten nach seinen Wünschen erklärte der junge Mann



höflich und etwas unbeholfen, daß ihn der Wunsch nach Wien geführt habe, in der geheimnisvollen Angelegenheit der verschwundenen jungen Leute mitzuarbeiten. Er habe die Überzeugung gewonnen, daß die Aufklärung des sonderbaren Falles nur durch mutige junge Männer erfolgen könne, die bereit seien, sich jeder Gefahr auszusetzen, indem sie zugleich zu beobachten verständen, und er stelle sich der Polizei zur Verfügung.

Der Beamte antwortete mißvergnügt, daß sie, namentlich zu Anfang, von freiwilligen Lockspitzeln geradezu überlaufen werden seien, und daß alle derartigen Versuche nichts ergeben hätten. Es sei schließlich darauf hinausgekommen, daß sich die jungen Leute auf Kosten der Behörde in den verschiedensten Vergnügenslokalen heillos betrunken hätten, daß aber nicht das geringste an sie herangetreten sei, was zur Aufklärung hätte beitragen können, da die unheimlichen Täter ihre Spione offenbar überall hätten und sehr wohl wüßten, an wen sie sich zu halten hätten und an wen nicht.

Das sei auch seine Überzeugung, sagte der junge Mann bescheiden, und darum gedenke er der Sache auf andere Weise und durch ganz unauffälligen Lebenswandel beizukommen. Er lege zunächst Wert darauf, zu betonen, daß er dies durchaus nicht auf

Kosten der Öffentlichkeit tun wolle, sondern daß ein bescheidenes ererbtes Kapital es ihm ermögliche, ein paar Monate auf seine Art zu leben; gelänge sein Plan nicht, so habe er es eben durch seine eigene Schuld eingebüßt, fände er aber die Spur, so seien die ausgesetzten Entdeckerprämien so hoch, daß sie ihn reichlich für seine Auslagen entschädigen würden.

Der Beamte, durch solche Uneigennützigkeit schon etwas freundlicher gestimmt«, fragte den jungen Mann, was er zu tun gedenke, worauf dieser erklärte, zunächst sei es wichtig, als der Sohn einer Familie zu gelten, da sich alleinstehende junge Leute unter den Vermißten noch nie befunden hätten. Dazu müsse er sich, da er selbst keine mehr besitze, von einer Familie adoptieren lassen und auf seiner Suche nach einer bescheidenen Studentenbude habe er zufällig eine dazu geeignete gefunden. Der Vater gehöre sogar dem Beamtenkörper der Polizei an und sei der hier im Hause beschäftigte Rechnungsrat Binder. Nebst einer Tochter, die in einem Geschäft angestellt sei, habe er auch einen Sohn, der vor zehn Jahren als fünfzehnjähriger Junge wegen der damaligen schlechten Geldlage der Familie von besser situierten Verwandten nach Südamerika mitgenommen worden sei und seither dort gelebt habe. Wenn es nun unter Zustimmung und Patronanz

der Polizeibehörde gelänge, ihn als diesen zurückgekehrten Sohn auszugeben und anzumelden, so wäre die wichtigste Bedingung der Zugehörigkeit zu einer Familie erfüllt. Da die Leute, wie er erfahren habe, hier keine Verwandten besäßen, wegen Kränklichkeit und bescheidener Verhältnisse nur wenig Verkehr pflegten und erst seit wenigen Jahren in ihrer jetzigen Wohnung lebten, so sei es nicht anzunehmen, daß es wenigstens in der nächsten Zeit herauskommen werde, daß er nicht der wirkliche Sohn sei, namentlich wenn die Polizei um der Sache willen Hilfe leisten wolle.

In diesem Augenblick klingelte das Telephon heftig. Der Beamte nahm das Hörrohr auf. »Roland von Krey!« hörte Hell ihn sagen. »Natürlich! Es wundert mich nicht. Ich habe die Dame sofort gewarnt.« — »Wieder ein Vermißter?« fragte Hell höflich. — »Nur in einem gewissen Sinne; ein Gauner, der die Anwesenheit einer Dame hier in meinem Büro benutzt hat, um sie zu bestehlen. Daran ist nichts Geheimnisvolles, und den werden wir bald haben«, sagte der Beamte. Und, die Papiere des Studenten an sich nehmend: »Sie werden mir erlauben, jetzt zunächst einmal über Ihren Vorschlag zu konferieren.«

Es dauerte ziemlich lange, ehe er zurückkam. Er hatte sich zuerst über Wohnung und vorschriftsmäßige Anmeldung des Studenten orientiert, dann höhern Orts die Meldung gemacht und die Weisung empfangen, daß man in diesem Fall von dem in so plausibler Weise vorgebrachten Vorschlag eventuell Gebrauch machen könne.

Nun wurde der Rechnungsrat Binder herbeigeholt, ein kleines, verhutzeltes Männchen, das die Angaben des Studenten, der jüngst ein vermietbares Zimmer bei ihm besichtigt hatte, bestätigte. Auf die Frage des Beamten, ob es besondere Schwierigkeiten machen würde, den jungen Mann in der Nachbar- und Bekanntschaft als Familienmitglied auszugeben, meinte der Rechnungsrat, daß dies, die Zustimmung seiner Frau und seiner Tochter Clotilde vorausgesetzt, ganz wohl angehen würde, da er zu den wenigen Leuten, die er kenne, oft genug von der immer erhofften, aber stets verzögerten Rückkehr seines Sohnes Max gesprochen habe.

Er legte dabei den ängstlichen Eifer des kleinen Beamten an den Tag, der glücklich ist, sich seiner Behörde gefällig erweisen zu können.

Der hohe Beamte wandte sich nun an Paul Hell, erklärte ihm, wie die nötigen Schritte zu machen seien, und fragte nach seinen Plänen, die der junge

Mann bescheiden bat, fürs erste bei sich behalten zu dürfen. Der Beamte meinte etwas ärgerlich, daß er widerstrebend einer höheren Weisung folge, indem er zu diesem Schwindel seine Zustimmung gebe, und daß er als Skeptiker ein absoluter Gegner solcher romantischer Unternehmungen sei, worauf der junge Mann lächelnd meinte, dies ganze Verbrechen wäre romantisch, und so sei ihm auch nur auf romantische Weise beizukommen.

Er erhielt die Weisung, wann er sich wieder einzufinden habe, und verabschiedete sich, seine Büchertasche in der Hand, die er während der ganzen Unterredung nicht von sich gelassen hatte.

Zunächst ging Hell in ein Restaurant, wo er sich gründlich stärkte, und schlug dann den Weg in die Innere Stadt ein. In einem alten Hause auf dem Stephansplatz, das von der grauen Masse des Doms beschattet und von dem lebhaftesten Verkehr umbrandet wurde, befand sich ein bescheidenes, kleines Handschuh- und Krawattengeschäft, das schon lange existierte, aber erst kürzlich seinen Besitzer gewechselt hatte. Eine junge, brünette, nicht gerade hübsche, aber apart hergerichtete Verkäuferin mit einem etwas neurasthenischen Zug um den Mund bediente eben zwei Damen, und Hell, der nach grauen Zwirnhandschuhen fragte, wartete

bescheiden, bis sie gegangen waren. Als die Tür sich hinter ihnen geschlossen hatte, fing er an zu lachen, faßte die Verkäuferin bei ihrem nackten runden Arm und sagte: »Also, Clo, ich bin jetzt dein Bruder!«

Er hatte die Brille abgenommen und sah nun plötzlich ganz anders aus: viel älter und beträchtlich weniger zerstreut. Seine stahlgrauen Augen waren nicht mehr kurzsichtig zusammengekniffen, sondern richteten sich mit einem festen Blick auf das Mädchen, das sagte: »Also hat der Vater gewollt, wie du wolltest?«

»Er mußte«, sagte Hell. »Die Behörde befahl es — auf meinen Wunsch. Morgen ziehe ich zu euch als dein brasilianischer Bruder Max. Du darfst mich jetzt sogar vor den Leuten duzen. Mach es nur nicht zu gut. Im übrigen hab' ich gute Arbeit geleistet. Da, greif hinein!«

Er öffnete die Büchertasche. Das Mädchen langte hinein und zog ihre Hand voll von Geschmeide wieder heraus. Sie stieß einen kleinen gierigen Schrei aus. »Bekomm' ich was — bekomm' ich wenigstens etwas davon?« stammelte sie.

»Das wäre noch schöner!« sagte Hell verächtlich und nahm ihr rasch den Schmuck aus der Hand, den er sorgfältig wieder in die Büchertasche verschloß. »Du hältst mich wohl für einen gemeinen Dieb und

Räuber? Du vergißt wohl ganz den eigenartigen Zweck, für den wir trachten mußten, uns wieder etwas Betriebskapital zu sichern? Merkwürdig! Frauen haben doch nie Sinn für eine Idee. Man kann ihnen alles noch so lang und breit erklären, sie glauben schließlich, die kompliziertesten Dinge würden nur begangen, um ein kleines Fräulein mit Schmuck zu behängen!«

»Du sollst mich nicht immer als etwas Minderwertiges behandeln«, sagte das Mädchen heftig. »Was ich in den Tagen gelitten habe, die du mit der Jalewska verbracht hast, danach hast du nie gefragt. Und wenn ich jetzt etwas von ihrem Schmuck für mich fordere, so geschieht es nicht aus Gier darnach, sondern weil ich die Gewißheit haben möchte, daß die Sache zu Ende ist.«

»Das ist sie auf alle Fälle. Aber du bist naiv, zu glauben, daß die Polizei, bei der dein Vater beschäftigt ist, ein Stück ihres Besitzes an dir nicht erkennen würde. Ich habe dich bisher vor allen Gefahren geschützt und werde es auch weiter tun.

Die Sachen kommen jetzt in sicheren Gewahrsam und dürfen nur sehr vorsichtig und langsam zu Geld gemacht werden.

Glücklicherweise eilt es nicht, da eine größere Geldsumme auch dabei ist. Wahrscheinlich werde ich

die Steine herausbrechen und einzeln verkaufen müssen, und natürlich nicht an Juweliere, die ja alle überwacht werden, sondern an holländische und amerikanische Edelsteinhändler, die bei ihren Geschäften gewohnt sind, Schweigen zu bewahren. Daß du belohnt wirst, wenn du bis zum Ende ausharrst, weißt du.«

»Und du weißt, daß es mir nie um Lohn zu tun war, sondern nur um dich. Sonst wäre es einfacher, wenn ich hinginge und euch anzeigte . . .«

»Bitte, liebe Clotilde«, sagte Hell ruhig und zündete eine Zigarette an. »Nur möchte ich wissen, was du eigentlich anzeigen willst? Du würdest nichts anderes erreichen, als daß du einen unendlich feinen und komplizierten Apparat, an den wir einen Teil unseres Lebens gewandt haben, schädigen würdest, ohne ihn zu zerstören. Daß wir dennoch heil aus äußeren Schwierigkeiten hervorgehen wurden, weißt du. Aber du könntest dabei zu Schaden kommen.«

Er sah das Mädchen mit einem so festen Blick an, daß es plötzlich wie willenlos schien. In diesem Augenblick traten zwei junge Leute in den Laden.

»Haben Sie nicht noch andere Handschuhe, Fräulein?« fragte Hell beiläufig. »Aber bitte, es hat Zeit, bedienen Sie nur zuerst Ihre anderen Kunden.«



Die jungen Leute wählten und kauften. Als sie gegangen waren, sagte Clotilde: »Jetzt kommen sie immer nur zu zweit.«

»Die jungen Herren unserer Stadt haben offenbar Angst bekommen«, sagte Hell und lachte. »Allein wagen sie sich nicht mehr auf die Straße. Nun, es tut nichts. Dieser Teil unserer Experimente ist bald abgeschlossen.«

Das Mädchen trat an ihn heran. »Ich möchte so gern einmal hinunter und ihn sehen!«

»Kind,« fragte Hell, »weißt du, was du verlangst? Das ist kein Anblick für nervöse junge Mädchen!«

»Ist er denn so schrecklich?«

»Nein. Er ist groß und mild. Aber es sind Kräfte in ihm, die stärker sind, als du sie ertragen könntest. Er rührt an Dinge, die ganz nah an den großen Geheimnissen des Lebens stehen. Aber lassen wir das. Kehren wir in das zurück, was die Menschen Realität nennen, obgleich es falsch ist. Bald werden sie merken, daß Dinge möglich sind, von denen sie noch nichts ahnen.

Morgen ziehe ich also zu euch. Ich werde ein scharmantes Familienmitglied abgeben. Es wird den Reiz meiner Liebenswürdigkeit noch erhöhen, wenn ich bedenke, daß ich im Heim eines Polizeibeamten wohne und die Behörde jeden meiner Schritte segnet.

Leb wohl, liebes Kind, und vergiß nicht, deine kleine Komödie nett zu spielen. Du hast mich nie gesehen und fügst dich etwas widerstrebend in die aufgezwungene Intimität mit dem neuen Bruder, um der großen Sache willen. Und nicht etwa kleine Besuche in meinem Zimmer, das bitte ich mir aus! Das schickt sich gar nicht für eine Schwester!«

Er küßte sie lächelnd auf die Wange und ging, während ihm das Mädchen aus großen Augen lange nachblickte.

---

## **Fünftes Kapitel.**

Fanny ging im Elternhaus herum wie ein Schatten. Sie war schon immer klein, dünn und unscheinbar gewesen, nun hatte der Kummer über den Verlust der Jalewska ihre Körperlichkeit völlig verzehrt. Stolz gehörte nicht zu ihren Eigenschaften. Sie hatte zahllose Male versucht, die Sängerin im Sanatorium zu besuchen, war aber niemals vorgelassen worden, und schließlich hatten ihr die Ärzte selbst jede Annäherung untersagt, da die bloße Nennung ihres Namens Aufregungszustände bei Hedwig hervorrief. Auch als diese wieder daheim war und ihre künstlerische Beschäftigung aufgenommen hatte, empfing sie Fanny nicht mehr. Da sie jemanden hassen mußte, so hatte sie dieses Gefühl auf Fanny geworfen, der sie Schuld an allen Geschehnissen zuschob. An Fannys Stelle hatte sie jetzt eine Stütze engagiert, ein unangenehmes Frauenzimmer, das Fanny so höhnisch fortwies, daß diese die Tiefe ihres Sturzes jetzt erst ganz ermessen konnte. Es gab nun nichts mehr, als sich zu fügen und auf einen Launenwechsel zu hoffen, obgleich es unklar blieb,

auf welche Art sich dieser vollziehen sollte. Einstweilen arbeitete Fanny im Hause und war nachmittags und abends bei einer kränklichen Dame als Gesellschafterin tätig, denn die Eltern hatten ihr zu verstehen gegeben, daß es nicht mehr anginge, müßig zu gehen, da die Verhältnisse sich durch den Wegfall beträchtlich verschlechtert hatten.

Irma freilich tat fast nichts, nachdem ihre Verdienste und ihre Schönheit während einer kurzen Bürotätigkeit nicht genügend gewürdigt worden waren, und wartete auf den Mann, der unbegreiflicherweise nicht kommen wollte.

Fanny war es lieb, daß sie eine Beschäftigung hatte, obgleich es traurig war, für die nörgelnde und mißlaunige Alte manches zu tun und zu besorgen, was sie für die Jalewska so brennend gern getan hatte und obgleich es schmerzte, jetzt nie mehr in die Oper zu kommen. Aber die Jalewska auf der Bühne sehen und sich ihr nicht nähern dürfen, das hätte sie nicht ausgehalten.

Jetzt deckte sie, während die Mutter in der Küche beschäftigt war, den Mittagstisch, da hörte sie draußen einen Schlüssel im Schloß gehen. Sie vermutete ihren Vater, als sich die Tür öffnete und sie zu träumen glaubte. Es war unmöglich und schien doch Wirklichkeit — es war Karl, der in seiner

gewohnten Weise eintrat, sich die Hände rieb wie immer und in seiner etwas trockenen Art sagte: »Grüß Gott, essen wir bald? Ich muß gleich wieder in die Bank!«

»Ich bin krank!« fuhr es Fanny durch den Kopf, »ich habe Halluzinationen! Der Kummer um Hedwig hat mich verrückt gemacht!«

Sie ließ, immer nach dem Gespenst starrend, die Servietten fallen; das Gespenst bückte sich, um sie aufzuheben, und berührte dabei mit seiner Hand die Fannys. Obgleich sich diese Hand ganz warm und fest anfühlte, stieß Fanny einen durchdringenden Schrei aus, wie er einem im Traum entfährt und an dem man erwacht. Die Mutter stürzte aus der Küche, blieb einen Augenblick stehen wie erstarrt und schrie gleichfalls auf.

»Ja, seid ihr denn alle verrückt geworden?« fragte Karl. »Was soll das Geschrei? Wieso ist Fanny übrigens da? Ich dachte, sie wäre auf Reisen mit der Jalewska?«

Die Mutter hing lachend und weinend an seinem Halse.

»Kind, Kind! Daß du nur wieder da bist! Wo bist du denn gewesen diese ganze lange Zeit? Warum hast du kein Wort geschrieben! Hast du eine Ahnung, was du uns damit angetan hast?«

Karl machte sich etwas ungeduldig los und sagte: »Ich versteh euch absolut nicht. Ich komme direkt von der Bank und habe nur noch einen Gang durch die Stadt gemacht. Ich bin vollkommen pünktlich zum Mittagessen. Ich begreife das Getue und diese ganzen Geschichten nicht!«

In diesem Augenblick kamen der Hofrat und Irma nach Hause. Abermaliger Aufschrei, abermalige Erregung, die nur Karl nicht teilte.

»Bin ich denn in ein Irrenhaus geraten? Was ist euch allen denn passiert? Erklärt mir doch endlich — aber etwas rasch, bitte, wir haben heute viel zu tun.«

»Er ist wahnsinnig!« flüsterte Fanny bebend ihrem Vater zu. »Merkt ihr denn nicht, daß er wahnsinnig ist!« Aber Karl machte eigentlich nicht diesen Eindruck.

Die Mutter war in die Küche gelaufen und trug mit zitternden Händen das Essen herein. »IB, mein Kind, iß«, sagte sie, denn es ist der erste Gedanke jeder Mutter, daß ihr Kind hungrig sein könnte.

»Vielleicht hast du lange nichts bekommen — du wirst uns nachher erzählen!«

»Außer dem Butterbrot, das du mir heute früh mitgegeben hast, habe ich allerdings nichts gehabt,« sagte Karl, während er seine Suppe löffelte, »aber mehr esse ich ja nie am Vormittag. Und passiert ist

absolut nichts, außer daß Meyer Börsendisponent geworden ist. Na, das nächste Mal komme hoffentlich endlich ich dran. Aber hier scheint etwas vorgefallen zu sein — wieso sind die Mädels überhaupt zu Hause? Sie waren heut früh doch beide noch verreist? Warum seid ihr alle so aufgeregt? Papa, willst du mir nicht erklären?«

Der Hofrat winkte den Seinen Schweigen zu. Auch ihm wurde es klar, daß Karl den Verstand verloren haben mußte, und daß es galt, Ruhe zu bewahren, bis ein Arzt kam.

Unter einem Vorwand stand er auf und ging zu der Nachbarin hinüber; er bekam die Zusicherung, daß ihr Gatte sofort herüberkommen würde, sowie er von der Praxis nach Hause kam.

Als das Mittagessen vorüber war, dem nur Karl allein zugesprochen hatte, erklärte er, sofort wieder in die Bank zu müssen. Da die schüchternen Versuche des Hofrates, ihn davon zurückzuhalten, nichts fruchteten, so entschloß sich der Vater, den Sohn gehen zu lassen, um nicht am Ende einen Tobsuchtsanfall herbeizuführen, obgleich Karl ganz ruhig und nur über das Benehmen seiner Familie etwas irritiert schien.

In einiger Entfernung folgte er seinem Sohne, der gleichmütig und festen Schrittes aus der Seitengasse

des Bezirks in die Hauptstraße einbog, den Ring überquerte und seinen Weg in die Innere Stadt nahm, während der Vater im Häuserschatten geduckt immer ein paar Schritt hinter ihm dreinschlich.

Vor dem Bankgebäude stand der Portier, dem bei Karls Anblick die Pfeife aus dem offenen Munde fiel. Der Hofrat hatte noch Zeit, ihm zwei Worte zuzuflüstern und dann seinem Sohn zu folgen, der in sein gewohntes Arbeitszimmer im ersten Stock ging, an seinen Schreibtisch trat, der unbesetzt war, denn die meisten Beamten hielten noch Mittagsruhe, ärgerlich darauf herumzusehen schien und mit erhobener Stimme rief: »Fräulein Müller! Wo sind meine Abrechnungen?«

Der Hofrat hörte noch den Aufschrei einer weiblichen Stimme, dann eilte er in die Direktionsräume und berichtete einem der zum Glück anwesenden Herren mit fliegender Stimme, daß sein auf unbegreifliche Weise verschwundener Sohn wieder da sei, aber den Verstand verloren zu haben scheine, da er so tue, als läge gar keine Zeit zwischen seinem Verschwinden und dem heutigen Tage.

Der Direktor suchte den aufgeregten alten Herrn zu beruhigen, versprach, Karl sofort nach Hause zu schaffen und einen Spezialisten zu benachrichtigen, und begab sich in Karls Zimmer, wo dieser sehr



ärgerlich, aber durchaus nicht in der Art eines Geisteskranken mit der Stenotypistin schalt und durchaus nicht begreifen konnte, daß seine Arbeit, die ihm am Herzen lag, längst erledigt sei.

Fräulein Müller, die gar nichts begriff, hob dem Eintretenden ihre gerungenen Hände entgegen, und der Direktor ersuchte Karl freundlich, sich doch nicht aufzuregen, da er selbst die betreffenden Schriftstücke zu sich genommen habe, und sich im übrigen ruhig nach Hause zu begeben, da es beschlossene Sache sei, den Beamten heute den Nachmittag freizugeben. Wenn es ihm recht sei, werde er ihn sogar in seinem Auto nach Hause bringen.

Karl erwiderte, daß er vor lauter Rätseln stünde, daß man ihm von einem Halbfeiertag vormittags nicht das geringste gesagt hätte, und daß er dringend um eine Aufklärung bitten müsse.

Der Direktor konnte sich nicht verhehlen, daß Karl so vernünftig und zusammenhängend sprach wie ein Gesunder, doch da ihm daran lag, ihn zu entfernen, ehe die Mehrzahl der Beamten zurückkehrte, versprach er ihm eine Erklärung für unterwegs, packte ihn autoritativ unter den Arm, lud ihn in sein Auto, in dem sich zu Karls Überraschung auch sein Vater befand, und brachte ihn nach Hause, wo der

nachbarliche Arzt bereits wartete, und wo es in den nächsten Tagen nicht mehr leer wurde von Psychiatern und Polizeibeamten.

Klar war hier nur eins: daß Karl zwar nicht den Verstand, aber vollständig das Gedächtnis verloren hatte, und zwar genau für die Zeitspanne von der Mittagstunde, in der er verschwunden war, bis zu jenem Mittag, an dem er zurückkehrte. Alles, was vor- oder nachher lag, konnte er auf das genaueste angeben. Er begriff rasch, daß man ihn für irrsinnig hielt, und nachdem er sich zuerst einigermaßen darüber aufgeregt hatte, benahm er sich wie ein Mann mit Fassung und Verstand, der einsieht, daß man solche törichte Voraussetzungen nur durch Ruhe und Geduld entkräften kann.

Er tobte nicht, er wurde nicht einmal besonders nervös, wenn er in stundenlangen Verhören nach seinem Verbleib gefragt wurde, und immer wieder nur angeben konnte, er habe sich an der Ecke Kärntnerstraße-Stephansplatz von seinen Kollegen getrennt und sei dann ruhig nach Hause gegangen. Auf die Frage, ob er denn nicht merke, daß man sich jetzt in einer ganz andern Jahreszeit befinde, antwortete er, daß ihm das wohl aufgefallen sei, daß er indessen dem Ansehen der Bäume und Sträucher nie besondere Aufmerksamkeit geschenkt habe, und

daß ihn dies alles nicht mehr befremde als das Betragen der Menschen. Auch eine mit seiner kleinen Freundin Jenny herbeigeführte Zusammenkunft ergab nur, daß er der festen Überzeugung war, mit ihr erst kürzlich einen Abend verbracht zu haben, und als sie ihm errötend gestand, daß sie sich in ihrer langen Verlassenheit von seinem Kollegen Stuhlecker habe trösten lassen, hatte Karl nur ein Kopfschütteln über die unglaubliche Mobilität des weiblichen Empfindens.

Mit der Zeit gewann er indessen selbst die Überzeugung, daß etwas Befremdliches mit ihm vorgegangen sein müsse, aber was, das konnte er nicht angeben.

Eines Tages bat er den Arzt, ihn auf die psychiatrische Klinik zu bringen, obgleich er sich völlig gesund fühle, da seine Einstellung zu seiner Umgebung offenbar eine falsche sei, und da alle übrigen einer Meinung zu sein schienen, so hatten sie vermutlich recht und er unrecht, obgleich er absolut nicht angeben konnte, worin.

Ärzte und Polizei hatten viel durch ihn zu tun. Die ersteren neigten dazu, diesen sonderbaren Zustand von Vergeßlichkeit auf eine Art Hypnose zu schieben, die in so langer Dauer freilich etwas Unmögliches schien, während die letztere sich

hauptsächlich dafür interessierte, wo und mit wem er seine Zeit verbracht haben könnte, wofür sich nicht der geringste Anhaltspunkt ergab; selbst seine Kleider waren genau in dem Zustande, in dem er sie zuletzt getragen, so daß anzunehmen war, daß man ihm in der Zwischenzeit andere gegeben haben mußte.

Eine Gegenhypnose ergab nichts. Karls Gedächtnis für die Zeit seines Verschwindens blieb dauernd ausgelöscht, aber sonst zeigte er sich vollkommen normal, sodaß keinerlei Anlaß vorhanden blieb, ihn in einer Anstalt zu internieren, nachdem die Beobachtungszeit abgelaufen war.

---

## Sechstes Kapitel.

Der hohe Polizeibeamte saß höchst verstimmt in seinem Büro und dachte daran, daß er infolge der maßlosen Angriffe der Presse genötigt sein werde, seine Demission zu geben ebenso wie sein oberster Vorgesetzter. Das eine Opfer jenes merkwürdigen Verhängnisses war nun wieder da, aber was half das, wenn es nicht gelang, etwas aus ihm herauszubringen! Alle Erfolge, welche die Polizei bei anderen Verbrechen erzielte, denn an Morden, Raubanfällen und Einbrüchen hatte es in der Zwischenzeit nicht gefehlt, schienen der Öffentlichkeit belanglos zu sein, solange es nicht glückte, die Angelegenheit der Verschwundenen aufzuklären. Alle Tüchtigkeit der Funktionäre, denen kaum etwas entging — nur der Hochstapler, der die Sängerin Jalewska bestohlen hatte, war noch nicht gefaßt, doch mußte man dies unter die belangloseren Fälle rechnen — fand keine Anerkennung, solange diese Affäre nicht erledigt war.

In diesem Augenblick telephonierte der Student Paul Hell. Er erklärte, soeben etwas höchst

Sonderbares erlebt zu haben, was sicherlich für die Aufklärung der geheimnisvollen Sache von Wichtigkeit sei. In das kleine Kaffeehaus nahe der Universität, in dem er öfter eine Stunde zu verbringen pflege, sei ein junger Mann mit allen Zeichen höchster Aufregung hereingestürzt, habe einen Kognak verlangt und sich völlig erschöpft auf einen Sessel fallen lassen.

Instinktiv und eigentlich nur im Unterbewußtsein etwas ahnend habe sich Hell ihm genähert, und es sei nicht schwer gewesen, aus dem Übererregten den Grund seiner Bestürzung herauszubringen. Er erzählte, er wäre der technische Beamte Hans Braun und sei heute wie gewöhnlich nach dem Büro in die Wohnung seiner Mutter, der Kaufmannswitwe Katharina Braun, bei der er lebte, zurückgekehrt. Zu seiner namenlosen Überraschung habe sich die Mutter beim Öffnen der Tür benommen, als kenne sie ihn nicht, habe dann, als er eintrat, zu schreien begonnen, ihn gebeten, ihr nichts zu tun, und sich betragen, als sei er ein Fremder, ein Einbrecher oder dergleichen. Alle seine Bemühungen hätten nichts gefruchtet, die Mutter habe ihn einfach nicht für ihren Sohn erkennen wollen. Ebenso seltsam sei es gewesen, daß die alte Aufwärterin, die seit Jahren im Hause bedienstet sei, ihn gleichfalls nicht erkannt

habe, sodaß er annehmen müsse, die beiden Frauen seien einer Geistesstörung verfallen und sonderbarerweise zu gleicher Zeit.

Auf ihr Geschrei wären Nachbarn herbeigeeilt, die ihn, der seit vielen Jahren im Hause lebe, doch auch hätten kennen müssen, aber nicht dergleichen getan hätten, sondern ihre Entrüstung darüber aussprachen, daß er die unglückliche Frau Braun höhne, deren Sohn seit Monaten vermißt sei, indem er sich für diesen Sohn ausgeben wolle.

Sie hätten schließlich ein so bedrohliches Wesen angenommen, daß er es vorgezogen habe, sich durch die Flucht der Gefahr zu entziehen. Nun sei er völlig ratlos und nicht begreifend in der Stadt umher geirrt, habe sich in allen Spiegelscheiben besehen, ohne im geringsten zu fassen, wieso er sich in so kurzer Frist derart verändert haben könne, daß nicht einmal die eigene Mutter ihn erkenne, und sei nunmehr am Ende seiner Kräfte und seines Verstehens angelangt.

Auf die von dem Studenten Paul Hell geäußerten Zweifel an der Wahrheit seiner Erzählung habe er seine Taschen nach einer Legitimation abgesucht und schließlich eine gefunden, die jedoch seltsamerweise nicht auf den Namen Hans Braun, sondern auf Engelbert von Letzingen laute; dagegen sei es merkwürdig, daß das amtlich abgestempelte Lichtbild

darauf unverkennbar das seine sei. Als er den fremden Namen gewahrte, habe sich Hans Braun an den Kopf gegriffen, sei in Tränen ausgebrochen und habe erklärt, diese Legitimation müsse auf unbegreifliche Weise hinterrücks in seine Tasche praktiziert werden sein. Er sei mit seinen Verstandeskräften fertig und könne nicht mehr weiter.

Paul Hell jedoch hätte sich entsonnen, daß die beiden Namen Hans Braun und Engelbert von Letzingen auf der Liste der vermißten jungen Leute stünden; man sei hier zweifellos dem Schlüssel des Geheimnisses sehr nahe, und er bitte um Weisung, was weiter zu geschehen hätte.

Der Beamte befahl ihm, augenblicklich ein Auto zu nehmen und seinen Schützling zu ihm zu bringen, und er hatte den Hörer noch nicht niedergelegt, als ein junger Beamter etwas erregt eintrat. Draußen befänden sich drei höchst wirr und aufgeregte durcheinander sprechende Menschen, und zwar die Kaufmannswitwe Katharina Braun mit ihrem Sohne Hans und der pensionierte Oberst von Letzingen. Was sie wollten, sei völlig unverständlich, aber jedenfalls hänge es mit der Affäre der Vermißten zusammen.

Der hohe Beamte gab Befehl, sie einen Augenblick warten zu lassen, und ließ sich die Akten Braun und



Letzingen mit den dazugehörigen Lichtbildern geben. Er hatte sie kaum durchflogen, als ihm der Student Paul Hell mit seinem Schützling gemeldet wurde. Er befahl, die beiden Gruppen durch verschiedene Türen hereinzulassen, und zweien seiner Untergebenen, zur Assistenz da zu bleiben.

Es befanden sich nunmehr außer den Vertretern der Behörde folgende Personen im Zimmer: der kurzsichtige, bebrillte Student Paul Hell, der einen jungen blassen Mann vor sich herschob, dem das gelockte rotbraune Haar wirr in die Stirn fiel. Durch die andere Tür kam eine ältere, einfach gekleidete Frau in Trauer, die Kaufmannswitwe Katharina Braun, die einen blonden jungen Mann fest bei der Hand hielt, der ihr unverkennbar ähnlich sah, aber höchst mißvergnügt schien und eifrig bestrebt war, sich ihrem Griffe zu entziehen. Als letzter kam ein vornehm dreinsehender graubärtiger Herr, der pensionierte Oberst von Letzingen, der bemüht war, seine Erregung hinter militärischer Disziplin zu verbergen.

Als die beiden Gruppen einander erblickten, kam es zu einer höchst dramatischen Szene. Der rotbraune junge Mann, der mit Paul Hell gekommen war, stürzte auf Frau Braun los und rief: »Mutter, Mutter, wie ist es möglich, daß du mich nicht kennen willst!

Erinnerst du dich nicht mehr, wie du mich voriges Jahr gepflegt hast, als ich den Typhus hatte! Weißt du nicht mehr, wie wir Sonntag in den Prater gegangen sind? Erinnerst du dich nicht, daß du mir heut morgen noch die Krawatte gebunden hast?« Und er begann eine Fülle belangloser gemeinsamer Erlebnisse auf die Frau herabzuschütten, die ihre freie Hand abwehrend ausstreckte und rief: »Um Gottes willen, da ist der Verrückte wieder, der sich für meinen Sohn aus, gibt! Der da —« — auf den Blondem deutend, den sie nicht losließ — »der da ist mein Sohn, den ich endlich wieder gefunden habe, nachdem ich dachte, er sei längst zugrunde gegangen!«

»Aber ich bitte Sie, gnädige Frau,« sagte der mißvergnügte Blonde, »lassen Sie doch endlich meine Hand los! Ich kenne Sie nicht, was bilden Sie sich ein! Sie sind vorhin auf der Straße auf mich zugestürzt und haben ›Hans!‹ geschrien, daß alle Leute zusammengelaufen sind! Wer sind Sie? Was wollen Sie von mir?«

»Er kennt mich nicht!« rief Frau Braun jammernd, und zugleich trat der Oberst auf den erregten Rotbraunen zu: »Engelbert! Gottlob, da bist du ja endlich! Aber was fällt dir ein, die Dame zu belästigen! Er ist mein Sohn,« wandte er sich an den

Beamten, »wir vermissen ihn seit Monaten, und ich gehe jeden Tag auf die Polizei nachfragen, seitdem ich höre, daß ein anderer Vermißter wieder da ist. Ich kann nur nicht begreifen, warum er sich einbildet, der Sohn dieser Dame zu sein, die mir völlig unbekannt ist. Seine Mutter, meine Frau, Helene von Letzingen, liegt seit seinem Verschwinden krank zu Hause. Engelbert! Komm doch zu dir! Ich bin dein Vater! Sieh mich doch an, Engelbert!«

»Ich heiße nicht Engelbert!« rief der Rotbraune. »Ich heiße Hans Braun, Sie sind nicht mein Vater, mein Vater ist seit zehn Jahren tot, und diese Dame ist meine Mutter, die mich nicht kennen will.«

Diese verwirrte Szene hatte sich mit außerordentlicher Raschheit abgespielt. Der hohe Beamte hatte inzwischen die Personbeschreibungen der Vermißten und ihre Photographien mit den beiden jungen Leuten verglichen. Der Rotbraune, der sich um jeden Preis für Hans Braun ausgeben wollte, mußte demnach zweifellos Engelbert von Letzingen sein; der Blonde, der Frau Braun nie gesehen zu haben behauptete, war offenbar identisch mit ihrem Sohn Hans Braun. Alles stimmte bis auf die kleinsten Einzelheiten, eine Narbe am Hals des einen, ein etwas verkrümmter Finger des andern. Es schien sich unbedingt so zu verhalten, daß die Angaben der

Eltern über ihre Kinder die richtigen waren, während diese sie aus irgendeinem merkwürdigen Motiv nicht wahr haben wollten.

Indessen war die Szene zwischen den beteiligten Personen in der gleichen erregten Weise weitergegangen. Der Rotbraune, der sicherlich als Engelbert von Letzingen angesprochen werden mußte, aber den Obersten ganz ignorierte, beschwor seine angebliche Mutter mit tausend Erinnerungen bis in die Kindheit zurück, an Freunde, Ausflüge, Spielzeug, wie man sie nur im innigsten Zusammenleben gewinnt.

»Um Himmels willen, woher weiß er das!« rief die geängstigte Frau. »Der da« — sie zeigte auf den Rotbraunen »spricht, wie dieser hier« sie wies auf den mißvergnügten Blondem — »sprechen müßte!«

Der Student Paul Hell, der bis dahin schweigend und sichtlich interessiert zugehört hatte, trat auf sie zu. »Sie meinen sozusagen, gnädige Frau, daß die Seele, die im Körper Ihres Sohnes sein sollte, in den Leib eines andern geflüchtet ist. Verzeihen Sie eine Frage, die mich als Philosoph interessiert: ist es nun der Körper oder die Seele, was Sie als Ihren Sohn anerkennen?«

Die Frau sah ihn scheu von der Seite an, als ob sie ihn nicht ganz begriffe. »Natürlich ist dieser da mein

Sohn«, sagte sie, auf den Blonden weisend, den sie nicht losließ.

»Also der Körper!« sagte Hell etwas ironisch.  
»Psychologie der Mutter. Ein bißchen primitiv.«

Der oberste Beamte erteilte Hell einen Verweis.  
»Wir haben uns hier nicht mit psychologischen Tüfteleien zu befassen. Tatsache ist, daß abermals zwei Vermißte zurückgekehrt sind, die von ihren Anverwandten ordnungsgemäß identifiziert wurden, aber in ihren geistigen Fähigkeiten etwas gestört scheinen. Alles weitere haben wir der Medizin zu überlassen, wir haben zunächst nur aus ihnen herauszubringen, wo sie gewesen sein können.«

Dies jedoch war trotz aller harmlos und geschickt gestellten Fragen unmöglich. Engelbert von Letzingen gab ähnlich wie Karl Kärner an, daß er direkt aus seinem Büro in das Haus seiner angeblichen Mutter zurückgekehrt war. Hans Braun jedoch konnte überhaupt nichts angeben. Er bat in ganz gut gesetzten Worten, ihn nicht für einen Idioten zu halten, er fühle selbst, daß er an einer gewissen Gedächtnisschwäche leide und im Augenblick sogar seinen Namen nicht angeben könne. Dergleichen käme aber vor und hänge sicherlich mit der Aufregung zusammen, die ihn befallen habe, als diese unbegreifliche Dame, die er nie gesehen habe

und die seine Hand nicht loslasse — hier begann Frau Braun bitterlich zu weinen — ihm auf offener Straße um den Hals gestürzt sei und ihn als ihren Sohn angesprochen habe, was er gewiß nicht sei. Schließlich habe sie ihn gar noch trotz seines Sträubens mit auf die Polizei geschleppt, was bei aller Achtung vor dieser Institution ganz zwecklos sei, da er nie mit ihr zu tun gehabt habe, noch es jemals zu tun gedenke.

Er sprach durchaus nicht wie ein Geisteskranker, sondern ganz vernünftig und zusammenhängend wie jemand, der an etwas Belangloses vergessen hat, das ihm aber im nächsten Augenblick sicherlich wieder kommen wird. Über den Ort, an dem sie sich monatelang aufgehalten haben mußten, vermochte keiner von beiden etwas anzugeben, und jeder leugnete, daß ein solcher überhaupt existiere.

Es war ganz offenbar, daß diese beiden Fälle mit dem Karl Karners in irgendeiner Weise zusammenhängen, und es schien durchaus nötig, die drei jungen Leute zur Unterstützung ihres Gedächtnisses miteinander zu konfrontieren.

Karl wurde im Auto herbeigeholt, doch als die drei einander gegenüberstanden, behaupteten sie übereinstimmend, einander nie gesehen zu haben und nicht zu kennen. Alle drei benahmen sich ziemlich

ruhig, selbst Engelbert, welcher der Leidenschaftlichste von ihnen schien und auf dessen Gemüt das Verhalten seiner angeblichen Mutter offenbar tiefen Eindruck machte.

Karl mußte wieder nach Hause geschickt werden, und die beiden anderen wurden mit Zustimmung ihrer Verwandten der psychiatrischen Behandlung übergeben.

»Wenn sie nur besser nutzt als bei Karrner«, sagte Paul Hell teilnahmsvoll, der als letzter geblieben war.

»Sie hatten etwas von der Lösung des Rätsels gefaselt und nun ist es noch verwirrter geworden, als es schon war«, sagte der Beamte übellaunig. »Von den drei Vermißten, die zurückgekommen sind, erinnert sich der eine an die Tatsache und Zeit seines Fortbleibens nicht, der zweite erinnert sich an Dinge, die er gar nie erlebt haben kann, und der dritte erinnert sich überhaupt an gar nichts mehr. Und das schönste ist, daß alle drei dabei ganz vernünftig reden. Ich verstehe nicht mehr, ich kann nicht mehr, ich tue nicht mehr mit, ich bin fertig. Morgen gebe ich endgültig meine Demission.«

»Darf ich noch die Frage an Sie stellen, ob ich auf die Entdeckerprämie Anspruch habe?« fragte Hell höflich.

»Das wäre noch schöner! Sie haben ja gar nichts entdeckt. Ich weiß wirklich nicht, wozu wir Ihnen unser Vertrauen geschenkt haben. Bis jetzt haben Sie so gut wie nichts geleistet. Sie können jetzt gehen!« schnauzte ihn der Beamte an.

Der Student Paul Hell entfernte sich bescheiden und höflich wie immer.

---



## Siebentes Kapitel.

Seit ihrer Rückkehr aus dem Sanatorium war Hedwig Jalewska sehr verändert, und wenn sie Freunde besessen hätte, hätten diese um sie besorgt sein müssen. Aber Freunde hatte sie nicht, sondern höchstens Schmeichler und Bewunderer, die sich in dem Maße vermehrt hatten, als es aufwärts mit ihr ging. Jetzt aber schien sich ihr Weg einigermaßen nach abwärts zu senken. Wohl hatte sie noch Abende, an denen ihr Temperament explosiv aufflammte, aber sie waren selten. Für gewöhnlich hatte sie etwas Unsicheres und Zerstreutes bekommen, und indem das prachtvoll Tierhafte ihrer Wildheit dahingegangen war, traten auch die Schwächen ihrer Kunst deutlicher hervor, die man früher gern übersehen hatte. Ein Agent, der ihretwegen hergekommen war, um sie für Amerika zu verpflichten, sagte geringschätzig: »Das soll eure berühmte Jalewska sein? Dergleichen gibt es dutzendweise. Drüben würde sie ausgepiffen. Da würde auch das bißchen Reklame mit dem

Schmuckdiebstahl nichts nutzen — so was ist veraltet.«

Sie hatte sich auch körperlich verändert, war magerer geworden, ihre Ringe, die sie nie von sich ließ und die ihr darum auch nicht gestohlen worden waren, glitten ihr von den Fingern. Die imponierende Insolenz ihrer Erscheinung und ihres Wesens waren ihr abhanden gekommen. Zwar verleugnete sie ihre Art nicht völlig und kämpfte immer noch auf Tod und Leben mit ihren Feinden, den Kapellmeistern. Aber man hatte den Eindruck, als tue sie es nicht mehr mit voller Autorität; ein Kollege sagte boshaft: »Seit sie bestohlen worden ist, macht die gute Hedwig den Eindruck, nicht als ob ein Verbrechen an ihr begangen worden wäre, sondern als ob sie selbst eins verübt hätte.«

Sie war zu scharfsichtig auf ihre Interessen bedacht, um nicht zu merken, daß sie allmählich an Resonanz verlor. Noch war es im Publikum nicht deutlich fühlbar, aber es konnte jeden Tag offenbar werden. Sie besaß Ehrgeiz, nicht den künstlerischen der großen Leistung, aber den der Wirkung. Ihre Wirkung aber als Weib und Künstlerin hing untrennbar zusammen. Einmal hatte sie einen plötzlichen Anfall von Strebsamkeit, und gab sich bei einer großen Gesangmeisterin in die Lehre, was sie

früher im Vollbewußtsein ihrer Gottähnlichkeit nie getan hätte.

Aber ernsthaftes Studium war auch jetzt nicht nach ihrem Geschmack, und sie erklärte, wenn sie nicht intuitiv arbeiten könne, ginge es überhaupt nicht. Also ließe sie es lieber sein. Ein paarmal suchte sie Trost in den Armen von Männern, aber sie zog sich bald unbefriedigt davon zurück. Nichts auf der Welt konnte sie darüberweg täuschen, daß sie den Dieb ihrer Juwelen nicht vergessen konnte.

Eins war ihr klar: es lag ihr nichts daran, daß sie auf unwürdige Weise belogen und bestohlen worden war, auch nicht daran, daß es wegen dieser Sache fast zum Bruch mit ihrem hohen Gönner gekommen wäre, dem es trotz seiner Großzügigkeit über den Spaß ging, den Namen seiner offiziellen Geliebten durch die Zeitungen geschleift zu sehen. Sie hatte durch diesen fremden Menschen etwas von ihrer Persönlichkeit eingebüßt. Das fraß an ihr. Wenn sie ihn wieder gehabt hätte, würde sie, so war sie überzeugt, wieder ihre frühere Lebenssicherheit bekommen haben. Hätte sie ihn auffinden können, sie würde sich ihm ruhig wieder gegeben haben, ohne sich minderwertig zu fühlen. Menschen ihrer Art kennen solche Subtilitäten nicht. Das heimliche Warten aber, das immer in ihr war und nicht zu ihr

paßte, das drückte sie nieder. Ihre Art war es, zu nehmen und fortzuwerfen. Nicht zu zittern und zu harren. Was sie an diesem Menschen eigentlich gefunden hatte, das fragte sie sich oft in schlaflosen Nächten. Zu ihr hatte er sich nie anders betragen, als wie ein etwas insolenter und ironischer Lebemann. Aber sie spürte irgend etwas Tieferes, etwas, das mehr Macht über sie hatte, als es bei den vielen schöneren und zärtlicheren Männern der Fall gewesen war, die sie gekannt hatte.

Sie hätte gern zu jemand über ihren Seelenzustand gesprochen, aber sie besaß niemanden. Sie fühlte jetzt erst, wie allein sie war, trotz all der Menschen, die sie jubelnd umdrängt hatten und es noch taten. An Fanny dachte Sie nur mit Haß. Da sie von je das Bedürfnis hatte, ihren Zorn auf jemanden abzuwälzen, so mußte Fanny an allem schuld sein; erst hatte sie sich damals weglocken lassen und so zu dem Unglück oder Glück der Bekanntschaft mit Krey die Hand geboten — in ruhigeren Augenblicken sagte sich die Jalewska freilich, daß Krey auch Mittel und Wege gefunden hätte, sich ihr zu nähern, wenn sein damaliger Plan mißglückt wäre — und dann, weil ihn Fanny haßte und verfolgte.

Hedwig war sich über die geringe Logik ihrer Gefühle klar, aber das verschlug nichts an ihnen. Zu

der Verfolgung Kreys kehrten Hedwigs Gedanken immer wieder zurück. Die Polizei sollte ihn fassen, wenn sie es schon nicht konnte, aber mit ein paar Jahren Kerker für ihn wäre ihr nicht gedient gewesen. Sie überlegte, ob man ihn nicht ihr zur Strafvollziehung übergeben könnte. Ihre Vorstellungen von Rechtspflege waren etwas phantastisch, das fühlte sie selbst, aber phantastisch war schließlich diese ganze Zeit trotz ihrer scheinbar nüchternen Realität. Sie entsann sich des eleganten und bewundernden Beamten, dem sie damals ihren Fall vorgetragen hatte, und es erschien ihr nicht unmöglich, daß er Verständnis für sie haben konnte. Im übrigen würde sie als verführerische Frau trachten, diesem Verständnis in jeder Weise nachzuhelfen. Sie war zu allem entschlossen.

Hedwig war nicht der Mensch, einmal gefaßte Entschlüsse aufzuschieben. Sie machte Toilette, nahm einen Wagen und fuhr beim Polizeigebäude mit jener strahlenden Miene vor, die sie sich als besonders wirksam zurechtgelegt hatte.

Leider wartete ihrer dort eine Enttäuschung. Der elegante Beamte, der für ihre künstlerischen Leistungen soviel Interesse und Verständnis an den Tag gelegt hatte, war seit ein paar Tagen nicht mehr im Amt. Sein Nachfolger war beträchtlich trockener,

kürzer angebunden und weniger liebenswürdig. Zwar zeigte auch er sich über die Affäre Jalewska vollkommen orientiert, ja er versicherte, die Sache werde jetzt mit besonderem Nachdruck verfolgt werden. Die unbegreifliche Geschichte mit den Vermißten, von denen sich jetzt drei wiedergefunden hätten, habe alle Interessen und Kräfte der Behörden derart in Anspruch genommen, daß eine gewisse Vernachlässigung der übrigen Angelegenheiten eingetreten sei. Unter seinem Regime sollte es aber anders werden, und er glaube schon jetzt, Fräulein Jalewska darauf hinweisen zu dürfen, daß eine Verfolgung holländischer Juwelenhändler im Zuge sei, die ausschließlich gestohlenen Gut und darunter vermutlich auch das ihre erworben hätten. Mit den Hehlern aber fänden sich auch meist die Stehler, und er glaube versprechen zu dürfen, daß der angebliche Krey seiner Strafe nicht entgehen werde.

Damit war man an den springenden Punkt gelangt.

Hedwig gab sich einen Ruck, räusperte sich und fragte, ob man ihr den Schuldigen nicht zur Abstrafung übergeben könne?

Der Beamte, der dazwischen drei Telephongespräche erledigt hatte, schien erst nicht recht zu verstehen. Hedwig bemühte sich, zu

erklären, daß sie als Opfer auch die Strafe vollziehen wolle. Der selbstbewußte und unangenehme Herr lächelte etwas ironisch und meinte, man befinde sich nicht im Mittelalter, wo dergleichen möglich gewesen sei, und Fräulein Jalewska möge doch ihren Rachedurst bezähmen. Die Abstrafung des Krey, sowie man ihn nur habe, würde den vorschriftsmäßigen Weg gehen und es stehe ihr, die als Geschädigte vernommen werden würde, frei, ihre Ersatzansprüche geltend zu machen.

Damit erhob er sich, zum Zeichen, daß Hedwig, die ihn nicht im geringsten zu interessieren schien, entlassen war.

Sehr geärgert durch den doppelten Mißerfolg, den sie erlitten hatte, schritt sie durch die unerfreulichen Korridore. Da geschah etwas, was sie sehr berührte, obgleich sie in keiner Weise mystisch veranlagt war. Es war ihr, als ob ein lieber und bekannter Lufthauch sie streife. Und als sie aufblickte, war es ihr, als ob fern, am andern Ende des Korridors, eine Gestalt vorüberglitte, die ihr bekannt vorkam. Sie sagte sich sofort mit der Logik eines vernünftigen Menschen, daß die Anwesenheit eines Verfolgten gerade in diesen Hallen jedenfalls unmöglich sei, und daß ihre Nerven ihr einen Streich gespielt hatten. Trotzdem beschleunigte sie ihren Schritt, aber natürlich war die

Gestalt in den dunklen Gängen mit den vielen Türen längst verschwunden, wenn sie überhaupt dagewesen war. Sie erinnerte sich, daß schon einmal eine ähnliche Erscheinung sie genarrt hatte. Immerhin versetzte sie die sekundenlange Illusion in eine bessere Stimmung, als sie sie seit langem empfunden hatte. Nach Hause zurückgekehrt, nahm sie mit ihrem Korrepetitor die Carmen durch, die sie durch einige Jahre nicht mehr gesungen hatte und morgen zum erstenmal wieder singen sollte, und machte ihm einen gewaltigen Krach wie in ihren besten Tagen.

Der Nachmittag brachte den Besuch eines unbekanntem Herrn, den die Jalewska abzuweisen befahl. Er schickte darauf seine Visitenkarte herein, was den Entschluß der Jalewska gleichfalls nicht änderte. Schließlich erschien die meldende Stütze aber zum drittenmal und brachte ein kleines Päckchen herein, das er ihr für das Fräulein übergeben hatte. Die Jalewska öffnete es, tat einen Ruf der Überraschung und befahl, den Herrn sofort vorzulassen.

Das Päckchen barg sie so rasch an ihrer Brust, daß die andere seinen Inhalt nicht sehen konnte.

Als der Herr eintrat, vernahm die draußen neugierig horchende Stütze, wie Hedwig einen Schrei ausstieß, der aber mehr nach Freude als nach



Schrecken klang. Darauf wurde der Türschlüssel von innen mit fester Hand umgedreht.

---

## Achtes Kapitel.

Fanny stand in der Küche und tat mißvergnügt die ihr am Vormittag zukommende tägliche Hausarbeit. Die Melancholie ihres Daseins lastete schwer auf ihr. Die Freude über die Rückkehr des Bruders hatte nur für kurze Zeit eine Ablenkung gebracht, und das Rätselhafte seines Verschwindens und Vergessens, so sehr es sie beschäftigt hatte, vermochte es doch nie ganz, ihren Kummer über den Verlust der Freundin zu übertäuben.

Heute war ihr seit dem frühen Morgen besonders schwer zumute. Sie war so zerstreut, daß sie jede Arbeit halb getan wegstellte und eine neue anfing. Endlich setzte sie sich und schälte Kartoffeln. Es mußte schon Mittag sein, und indem Fanny den Kopf hob, um auf die Uhr zu sehen, fuhr sie sich mit dem Messer in den Finger. Das Blut floß, und plötzlich wußte sie ganz genau, indem ihr etwas blitzartig ins Herz schnitt, mit einer furchtbaren Gewißheit: in diesem Augenblick ist etwas Entsetzliches geschehen!

Was, das wußte sie nicht, aber es konnte nur mit dem einzigen Menschen zusammenhängen, an dem sie mit ganzer Seele hing: mit der Jalewska. Nicht das Fließen ihres Blutes hatte sie erschreckt: es war nur eine unbedeutende Fleischwunde, die rasch verbunden war. Aber das Blut, das floß, war wie ein Symbol für etwas Stärkeres, Größeres, das geschah und das sie nicht ändern konnte. Sie hatte nur den einen Wunsch, alles stehen und liegen zu lassen und zur Jalewska zu stürzen, obgleich sie wußte, daß sie nicht empfangen werden würde. Sie wollte nur feststellen, daß sie daheim war, in Sicherheit, daß ihre Befürchtungen nur Hirngespinnste waren. Ihr Kopf brannte, sie fühlte Unheil irgendwo in der Luft und konnte es doch nicht verhüten. Es war unmöglich, sich fortzuschleichen, mit Ausnahme des Vaters war die ganze Familie daheim. Eben kam die Mutter in die Küche heraus und schalt über Fannys Langsamkeit.

Drinne im Eßzimmer saß Irma vor ihrer Stickerei, die sie für ein Geschäft anfertigte, wobei aber nicht viel herauskam: denn es war ihr hauptsächlich darum zu tun, zierlich über den Rahmen gebeugt am Fenster zu sitzen und ein hübsches Bild abzugeben, falls von der Straße aus jemand heraufsehen sollte. Was unwahrscheinlich war, denn Karners wohnten im

dritten Stock und hatten auch kein Gegenüber. Karl saß im andern Zimmer. Die Direktion hatte ihn mit Rücksicht auf die Kollegen noch nicht in die Bank nehmen wollen, obgleich sein Geisteszustand mit Ausnahme der mangelnden Erinnerung für eine bestimmte Zeitspanne ein vollkommen normaler war; sie beschäftigte ihn aber daheim, und da er seine Arbeit auf das tadelloseste tat, so war alle Aussicht vorhanden, daß er bald wieder seinen Posten antreten konnte, sowie nur das Aufsehen etwas vorüber war.

Es war ganz unmöglich, an allen diesen Leuten ungefragt vorbeizukommen, das sah Fanny ein. Beim Mittagessen fiel ihr elendes Aussehen sogar ihren wenig zärtlichen Angehörigen auf, und Fanny erklärte es mit dem Schreck über ihre Fingerwunde. Sie wurde ausgelacht, und Irma meinte, wenn sie bei all den Nadelstichen, die ihre aufreibende Tätigkeit ihr eintrüge, so viele »Faxen« machen wollte, hätte sie viel zu tun. Fanny begriff, wie schon oft, daß sie unter diesen Menschen nie daheim war und nie daheim sein würde. Als das Essen vorüber war, lief sie davon, unter dem Vorwand, daß sie ihren Gesellschafterinnenposten heute früher antreten müsse als sonst. Sie steckte noch ein Kerzchen und Streichhölzer zu sich, denn vielleicht war das Stiegenlicht schon gelöscht, wenn sie heimkam.

Sie ging aber nicht zu ihrer alten Dame, sondern direkt zur Jalewska. Hinauf getraute sie sich freilich nicht, aber von der Portierfrau erfuhr sie, daß Hedwig sich vor zwei Stunden habe ein Auto holen lassen und fort gefahren sei — wohin, habe die Frau allerdings nicht gehört. Die Portierfrau war gutmütig und hatte es Fanny nicht vergessen, daß diese seinerzeit manchen Konflikt zwischen ihr und der stürmischen Sängerin gütlich beigelegt hatte. So sprach sie sich teilnehmend darüber aus, daß das Fräulein nun gar nicht mehr käme, erzählte häßliche Charakterzüge von Fräulein Josefine, der neuen und sehr eingebildeten Stütze, und sprach schließlich von der Jalewska selbst, die noch viel launenhafter geworden sei als früher und sogar mit dem Fürsten, ihrem hohen Gönner, der kürzlich wieder in der Stadt gewesen sei und den sie sonst sehr vorsichtig behandle, in ersichtlicher Mißstimmung gelebt habe.

Es tat Fanny wohl, von der Jalewska reden zu hören, obgleich der Gesichtswinkel, aus dem die Portierfrau die Dinge sah, ihr nicht behagte.

Sie harrte in der Portierloge aus, weil sie hoffte, daß die Sängerin zurückkehren und sie wenigstens aus der Entfernung einen Schimmer von ihr erhaschen werde. Aber es dauerte lange und Fanny wurde unruhig.

Heut abend sollte Hedwig die Carmen singen, und sonst ging sie an den Tagen, an denen sie auftrat, nur selten aus oder jedenfalls kam sie zu Tisch zurück und blieb nachher liegen bis zur Vorstellung. Aber der Nachmittag rückte vor, und die Sängerin kam nicht zurück. Fanny hätte längst bei ihrer alten Dame sein müssen. Plötzlich wußte sie mit Gewißheit, daß sie von vornherein entschlossen gewesen war, heute überhaupt nicht zu ihr zu gehen.

Aus einem Automaten telephonierte sie wegen angeblichen Unwohlseins ab, dann ging sie zur Opernkasse und nahm sich einen Platz. Es war nur noch ein teurer zu haben, er verschlang ihre gesamte Barschaft.

Der Tag war kalt und neblig naß. Fanny fror und hungerte, denn sie hatte mittags fast nichts gegessen. Aber sie hatte keinen Heller Geld bei sich und konnte weder etwas kaufen, noch in ein Lokal gehen. Manchmal setzte sie sich auf eine nebelfeuchte Bank, dann lief sie wieder in den Straßen herum, immer von Unruhe gejagt. Nach Hause wollte sie nicht, und eigentlich hatte sie auch das Gefühl, daß sie das nie mehr könnte; es war ihr, als bedeute der heutige Tag ein Ende von irgend etwas und ein Morgen gäbe es nicht mehr.

Als die Stunde kam, in der die Jalewska in ihre Garderobe zu gehen pflegte, stellte sich Fanny beim Bühnenaufgang auf, hinter einer Säule verborgen. Man konnte da recht gut sein, ohne gesehen zu werden, und so mochte Herr Roland von Krey da einmal gestanden haben. Das schien schon Jahrhunderte her zu sein. Sie sah verschiedene Sänger, die sie kannte, zu Fuß und zu Wagen kommen, die Micaela, den Zuniga, den José. Nur die Jalewska kam nicht, und es wurde später und später. Es konnte immerhin sein, daß sie schon vor Fanny dagewesen war. jetzt mußte sie sich entschließen, auf ihren Platz zu gehen. Sie warf einen wehmütigen Blick auf den Sitz der Jalewska, der ihr sonst zur Verfügung gestanden hatte. Was für glückliche Zeiten waren das doch gewesen!

In der liebvertrauten Atmosphäre des Hauses, angesichts des Orchesters, das sich allmählich füllte, des Publikums, das hereinströmte, wurde Fanny etwas ruhiger. Doch konnte sie sich nicht verhehlen, daß es nachgerade sehr spät geworden sein mußte. Im Orchester wurde immer wieder gestimmt, im Publikum sah man die charakteristischen Armbewegungen derer, die nach der Uhr blicken. Mit Gewißheit fühlte Fanny jetzt plötzlich, daß etwas nicht in Ordnung sein müsse. Sie wäre gern

davongegangen, um draußen zu fragen, aber sie saß eingekeilt in der Mitte einer Reihe.

Da trat ein schwarz gekleideter Herr vor den eisernen Vorhang und bat mit einer Handbewegung um Ruhe. Es war der Regisseur, und er verkündete mit hörbar irritierter Stimme, daß Fräulein Jalewska heute abend im Hause nicht erschienen sei und auch in ihrer Wohnung ihren Aufenthaltsort nicht hinterlassen habe. Da die andere Carmen-Darstellerin, Frau Heinzl, auf Urlaub sei, müsse statt dessen der Freischütz gegeben werden. Denen, die nicht bleiben wollten, würde das Eintrittsgeld an der Kasse zurückgegeben. Nun wußte Fanny: darauf hab ich den ganzen Abend gewartet. Das mußte so kommen. In dem allgemeinen Geschwirr, das sich erhob, saß sie ganz still, bis ihr einfiel, daß sie ja nun gehen könnte. Ihre Beine waren ganz weich unter ihr, schwankend ging sie über die Treppe.

Da hörte sie eine freundliche Stimme neben sich: »Sie sehen so blaß aus, Fräulein, darf ich Ihnen vielleicht ein Glas Wasser holen?«

Sie blickte auf und sah einen blassen jungen Menschen neben sich, dem das rotbraune Haar etwas wirr und lockig in die Stirn fiel.

»Nein, danke«, sagte sie und fühlte, wie ihr die Stimme versagte. Sie mußte sich am Geländer halten.



»Kommen Sie«. sagte der junge Mann und schob ihren Arm unter den seinen. »Ruhen Sie sich ein wenig aus.«

Er führte sie in das Foyer der Galerie, das jetzt, wo drin die Vorstellung begann, ganz leer war und drückte sie auf einen Sitz nieder. Fanny schüttelte den Kopf. »Nein,« sagte sie, »ich darf mich jetzt nicht ausruhen. Es muß ihr irgend etwas Schreckliches geschehen sein.«

»Wem, wenn ich fragen darf?«

»Meiner Freundin«, sagte Fanny und starrte vor sich hin. »Meiner Freundin, der Sängerin Jadwiga Jalewska.«

»Weil sie abgesagt hat? Das kommt doch vor bei Primadonnen!«

»Sie hat nicht abgesagt«, sagte Fanny. »Diesmal ist es etwas anderes, das fühle ich.«

»Sonderbar, daß Sie das auch fühlen. Ich hatte nämlich die Empfindung von etwas Unheimlichem, als der Regisseur sprach. Ich kenne die Dame gar nicht persönlich, aber mir war es, als griffe hier irgendwo ein Verhängnis herein. Aber bei mir ist das weiter nicht merkwürdig. Ich bin nämlich irrsinnig, müssen Sie wissen.«

Nun rückte Fanny doch plötzlich weg.

»Nein, bitte, erschrecken Sie nicht. Ich bin völlig harmlos, wie es scheint. Ich war aber bis vor wenigen Tagen auf der psychiatrischen Klinik zur Beobachtung. Ich bildete mir nämlich ein, jemand zu sein, der ich durchaus nicht bin, wie alle anderen Leute übereinstimmend versichern. Da sie alle einer Meinung sind, so muß ich es wohl glauben, obgleich ich eine völlig andere Überzeugung habe. Da mir aber mein Verstand sagt, daß es wahrscheinlicher ist, daß ich allein verrückt bin, als daß die gesamte übrige Menschheit es sein könnte, so muß ich den anderen glauben.«

Nun wurde Fanny aufmerksam. »Das ist ganz ähnlich wie bei meinem Bruder. Darf ich fragen, wer Sie sind?«

»Verzeihen Sie, daß ich Ihnen meinen Namen nicht genannt habe, aber damit kommen wir eben zu dem strittigen Punkt. Ich bin der festen Überzeugung, daß ich Hans Braun heiße, aber die gesamte übrige Menschheit behauptet, daß ich Engelbert von Letzingen bin.«

Fanny fuhr auf, denn diese Namen waren ihr bekannt. »So sind Sie auch einer von den Verschwundenen, wie es mein Bruder Karl Karrner war?«

Engelbert nickte. »Diesen Namen hat man in der letzten Zeit oft vor mir genannt und ihn in einen gewissen Zusammenhang mit mir bringen wollen. Der Herr wurde mir auch vorgestellt. Es scheint, als hätten wir etwas Merkwürdiges erlebt, wie alle behaupten, aber was, das weiß niemand recht zu sagen. Da indessen die Ärzte liebenswürdigerweise erklärt haben, ich sei mit Ausnahme dieser Abnormität meines Denkens vernünftig und sogar von besonderer Intelligenz, so haben sie mir die Erklärung gegeben, daß ich mich in einer Art Wachtraum befinde, in dem ich eine andere Existenz für die meine halte und meine bisherige Umgebung nicht kenne. Nun, diese Umgebung ist jedenfalls rührend gut zu mir, und die Dame, die ich bestimmt für meine Mutter erkenne, tut ihrerseits so, als ob sie es wirklich nicht wäre. Aber wie ich es mir auch zurechtlege, ich kann das, was für mich wahr ist und was die anderen für eine Einbildung halten, doch nicht ausschalten . . . Wie sonderbar, daß ich gerade zu Ihnen davon spreche, die Sie dieser Sache so nahe stehen! Als ich Sie vorhin so verstört über die Treppe gehen sah, mit Augen, die gar nichts sahen, dachte ich: vielleicht hat dieses Mädchen auch plötzlich keine Ahnung mehr, wer sie eigentlich ist! Das scheint jetzt öfter vorzukommen!«

»Nein,« sagte Fanny und stand auf, »ich weiß ganz genau, wer ich bin, und auch, was ich will. Ich bin jetzt ausgeruht, ich muß fort. Ich muß meine Freundin finden.«

»Kann ich Ihnen helfen? Oder fürchten Sie die Mithilfe eines Verrückten?«

»Sie scheinen gar nicht verrückt und Sie können mir helfen. In ihre Wohnung kann ich allein nicht, Sie müssen unter einem Vorwand Zutritt suchen.«

Während sie dem Hause der Jalewska zuschritten, berichtete sie ihm die Geschichte dieser Freundschaft. Sie gingen die Treppe zu Hedwigs Wohnung hinauf und Fannys Herz klopfte, als müsse es zerspringen. Der öffnenden Frauengestalt — es war die Stütze, Fräulein Josefine — erklärte Engelbert, er käme als Abgesandter des Opernhauses, um zu erfahren, was denn eigentlich los sei. Fanny glitt unmerklich mit herein wie ein Schatten. Die Stütze war sehr erregt. Seit zwei Stunden wurde aus der Oper unaufhörlich nach Fräulein Jalewska telephoniert. Sie selbst habe bei allen ihren Bekannten und Lieferanten schon angeklingelt, doch sei sie nirgends gewesen.

Sie sei mittag fortgefahren, wohin, habe sie nicht gesagt, doch Aufträge gegeben, die auf ihre baldige Rückkehr schließen ließen.

Auch Josefine müsse jetzt glauben, daß ein Unglück geschehen sei, denn sonst hätte die Jalewska mindestens eine Absage an die Oper gerichtet. Daß das unentschuldigte Ausbleiben von einer Vorstellung die Entlassung nach sich ziehen könne, das wisse doch jedes Kind.

Während die Stütze sprach, hatte sich Fanny mit sachkundigen Augen umgesehen: sie empfand Genugtuung darüber, daß die Wohnung längst nicht mehr so ordentlich und gut gehalten war wie zu ihrer Zeit. Als das Fräulein und Engelbert sich nun ziemlich ratlos gegenüberstanden, griff sie mit Fragen ein: mit wem die Jalewska in der letzten Zeit gesprochen habe, ob sie Briefe empfangen hätte, wer bei ihr gewesen sei.

Von Briefen wären, soviel sie wisse, nur die gewöhnlichen Bitten um Autogramme gekommen, sagte das Fräulein, das viel zu aufgeregt war, um sich über Fannys Anwesenheit zu wundern, und Besuche wären seit der Abreise des Fürsten keine angenommen worden — doch, gestern ein junger Mann.

»Was für ein junger Mann?« fragte Fanny und hob witternd die Nüstern.

Er hätte nicht sehr elegant ausgesehen, wie ein wenig bemittelter Student oder dergleichen. Er habe

einen etwas zerzausten Schopf gehabt und eine Brille getragen, da er offenbar sehr kurzsichtig sei. Erst hätte ihn das Fräulein abgewiesen, darauf habe er seine Karte hineingeschickt.

Der Name sei Fräulein Josefine unbekannt gewesen, sie habe ihn auch vergessen, doch sei der Name einer fremden Stadt dabei gestanden. Dann habe er ein Päckchen hineingesandt, worauf Fräulein Jalewska befohlen habe, ihn sofort vorzulassen. Bei seinem Anblick habe sie einen Ruf der Freude ausgestoßen, und er sei ziemlich lange dageblieben. Nachher sei die Laune der Sängerin sehr wechselnd gewesen, erst habe sie der Stütze ein wundervolles Spitzenhemd geschenkt und ihr gleich darauf ohne ersichtlichen Grund gekündigt, was sie eine Stunde später wieder rückgängig gemacht habe. Auffallend sei nur gewesen, daß die Sängerin nach dem Weggang des Herrn eine kostbare Brosche getragen habe, welche die Stütze vorher noch nicht an ihr bemerkt hatte. Aber der junge Mensch habe durchaus nicht so ausgesehen, als ob er solche Kostbarkeiten zu verschenken hätte.

Was für ein Schmuckstück das gewesen sei?

Ein Herz aus Perlen und Brillanten, von einem Rubinpfeil durchbohrt.

»Das gehört zu den Sachen, die ihr gestohlen worden sind«, sagte Fanny fiebernd. »Aber nun müssen wir erfahren, wer der Mensch war, der ihr das zurückgebracht hat. Wir müssen seine Visitenkarte finden.«

Sie stöberten nun überall und glücklicherweise war die Ordnung, die Fräulein Josefine hielt, nicht so erschütternd, als daß sie den Papierkorb täglich ausgeleert hätte. So fand sich ein zusammengeknäultes Stückchen Pappe. »Max Binder, Rio de Janeiro« stand darauf. Rio de Janeiro war durchgestrichen, als gälte es nicht mehr.

»So hieß der Mann, der mich aufgegriffen und zur Polizei gebracht hat!« rief Engelbert. »Merkwürdig, ich dachte gleich bei der Personbeschreibung an ihn. Er scheint irgendwie im Dienst der Behörde zu stehen, so schien es mir wenigstens damals nach seinem Verkehr mit den Beamten.«

Fräulein Josefine fragte, ob sie nun nicht doch an die Polizei telephonieren solle, aber davon hielt Fanny nicht viel; in den beiden ihr nahestehenden Fällen ihres Bruders und des Schmuckdiebstahles hatten die Behörden wenig ausgerichtet. Überdies würde es von der Oper aus ohnehin schon geschehen sein. Sie verabschiedete sich und zog Engelbert mit fort.

»Aber können Sie auch weiter mit mir kommen?« fragte sie.

»Wird niemand Sie vermissen?«

»Die Leute, die sich die Meinen nennen, sind mein Herumstreifen schon gewöhnt«, sagte er schmerzlich. »Das macht mich so wehrlos gegen sie, daß sie mir mit der größten Güte alles zugestehen und ich trotzdem das Gefühl habe: ihr seid doch Fremde. Es ist mir beinahe eine Erleichterung, einmal nicht über die seltsamen Kämpfe meines Ich nachzudenken, sondern mich an eine fremde Sache hinzugeben. Was wollen wir jetzt tun? Ihr Scharfsinn übertrifft den meinen bedeutend.«

»Etwas Wichtiges wissen wir nun,« sagte Fanny nachdenklich. »Daß dieser Mensch aus Südamerika in irgendeinem Zusammenhang mit dem Schmuckdiebstahl steht und vermutlich auch mit Hedwigs Abwesenheit.«

»Er könnte den Schmuck auch zufällig bei einem Händler gefunden haben.«

»Das ist richtig. Aber ganz bestimmt hätte er, trotz der veröffentlichten Beschreibungen, denn doch nicht konstatieren können, daß das Stück Hedwig gehört, und er hätte die Sache vermutlich den offizielleren Weg über die Polizei nehmen lassen, besonders wenn er zu ihr gehört, wie Sie behaupten. Er muß also ein



Interesse gehabt haben, mit Hedwig allein darüber zu sprechen. Sie kennen ihn, das ist wichtig. Sie müssen mir alles sagen, was Sie von ihm wissen.«

Engelbert erzählte es, es war nicht viel. Er hatte ihn in dem kleinen Kaffeehaus getroffen, nachdem er zum erstenmal von Frau Braun abgewiesen worden war. Der andere hatte sich seiner angenommen und ihn zur Aufklärung auf die Polizei gebracht. Dort schien er bekannt und wurde mit Herr Binder angesprochen. Aufgeklärt hatte sich dort allerdings nur wenig. Engelbert konnte nicht verstehen, daß er ein ganzes Leben, dessen er sich so genau entsann, nur geträumt haben sollte, wie die anderen behaupteten.

»Das interessiert uns jetzt nicht«, unterbrach Fanny ungeduldig. »Getrauen Sie sich das Kaffeehaus wieder zu finden?«

Das glaubte Engelbert zu können. So unglücklich und verwirrt er damals gewesen war, so erinnerte er sich doch, erschöpft an der Rückwand der Universität gelehnt zu haben, wo ihn ein paar Kouleurstudenten mit gelben Kappen erstaunt gemustert hatten. Dann war er in gerader Richtung weitergeeilt und dem Allgemeinen Krankenhaus gegenüber abgebogen, wo er ermüdet zusammengebrochen war. Dort mußte das Kaffeehaus zu finden sein, und sie fanden es auch. Es

war ein kleines, ziemlich schäbiges Lokal, meist von Studierenden besucht.

Binder war nicht da. Der Kellner gab auf Befragen an, daß ein Herr dieses Namens ihm zwar nicht bekannt sei, daß aber öfter einer komme, auf den die Personbeschreibung passe, die freilich für noch mehr junge Männer gültig sein könne. Er spreche wenig und lese nur immer Zeitungen, doch habe er einmal die Bemerkung fallen lassen, daß er der Sohn eines Polizeibeamten wäre.

Fanny ließ sich das Adreßbuch geben und fand, daß es in der Tat einen Rechnungsrat Binder von der Polizei gäbe.

»Dies könnte also stimmen«, sagt sie aufatmend. »Aber wo ihn finden, jetzt am späten Abend? Die Haustore sind geschlossen, man kann nirgends mehr hinein. Ich fürchte, wir müssen bis morgen warten. Und ich muß wohl nach Hause. Ich hatte zwar gehofft, nie mehr heim zu müssen, aber wenn ich wegbleibe, hetzen sie die Polizei auch noch hinter mir her, und das wäre störend.«

»Fräulein,« sagte Engelbert schüchtern, »könnte man nicht beisammen bleiben?«

Fanny sah ihn fragend an. »Nicht, daß ich in Sie verliebt bin,« fuhr er ehrlich fort, »aber Sie sind so

zielbewußt. Ihre Nähe hat so etwas Heilsames. Ich wäre froh, wenn ich bei Ihnen bleiben dürfte!«

»Heut nicht mehr«, sagte Fanny und schüttelte den Kopf. »Aber wenn Sie mir morgen weiter helfen wollten! Mir gehen so viele Dinge durch den Kopf! Wer weiß? Vielleicht helfen Sie zugleich sich selbst.«

---

## Neuntes Kapitel.

Sie vereinbarten eine Zusammenkunft am nächsten Morgen, dann ging jedes heim. Fannys Angehörige waren begreiflicherweise etwas nervös seit Karls Verschwinden.

Sie entschuldigte sich damit, daß ihre alte Dame sehr unwohl geworden sei und sie versprochen habe, ausnahmsweise auch morgen früh zu ihr zu kommen. Die Lüge würde kurze Beine haben, das wußte sie, denn die alte Dame würde nach ihr fragen.

Zeitig am Morgen schlich sie sich fort. Waren einmal die Zeitungen gelesen, die das unbegreifliche Verschwinden der Jalewska meldeten, dann würden die Schuldigen Vorsicht bewahren, und ihre eigene Freiheit im Nachforschen war gleichfalls eingeschränkt. Sie hatte nicht geschlafen und kaum gegessen. Sie befand sich in einem hellseherisch wachen Zustande, wie ihn gerade die Übermüdung oft verleiht.

Zuerst nahm sie ihren Weg zum Hause des Rechnungsrates Binder. Es war eines jener alten Häuser mit vielen kleinen Wohnungen, in denen

minderbemittelte Menschen leben, ganz ähnlich dem, in dem Fanny wohnte.

Sie schellte an der Tür, die den Namen Binder trug; niemand öffnete.

Betrübt wollte sie nach immer erneuten vergeblichen Versuchen umkehren, als sich ein Türspalt gegenüber öffnete. Eine behäbige und geschwätzige Frau fragte, ob sie etwas bestellen könnte? Öffnen werde bei Binders wohl niemand. Die Frau sei seit ein paar Tagen mit einem ihrer rheumatischen Anfälle zu Bett, der Herr Rechnungsrat schon ins Amt und Fräulein Clotilde ins Geschäft gegangen; vor Mittag käme wohl niemand nach Hause.

Sie möchte Herrn Max Binder sprechen, sagte Fanny mit Herzklopfen.

Den Sohn? Den habe sie seit ein paar Tagen gar nicht gesehen. Sie musterte Fanny. Was das Fräulein denn von ihm wolle?

Zornig wollte Fanny entgegnen, daß sie das nicht das geringste angehe, bis ihr einfiel, daß man eine klatschlustige Nachbarin nicht verstimmen dürfe, von der vielleicht mehr zu erfahren sei als von den Angehörigen. So ließ sie das Odium zärtlicher Beziehungen, an das die behäbige Dame zweifellos

glaubte, auf sich sitzen und fing vorsichtig an, sie auszuforschen.

Sie erfuhr aus dem geläufigen Gespräch der Dame, daß gegen die Familie Binder absolut nichts zu sagen sei, die seit drei Jahren im Hause wohne, es seien hochachtbare Leute, nur etwas zurückhaltend, man höre und sähe nichts von ihnen, der Herr sei bei der Polizei, das Fräulein in einem Geschäft. Nur mit dem Sohn schein etwas nicht zu stimmen. Man hätte immer gehört, daß er in Südamerika sei und eines Tages war er plötzlich da — ganz ohne Sang und Klang sei es zugegangen, gar nicht wie wenn ein geliebtes Kind plötzlich heimkehrt, und Binders hätten sich seither noch auffälliger in sich zurückgezogen. Der junge Mann sei ein höflicher und liebenswürdiger Mensch, er erzähle hübsch von drüben, wenn man ihm begegne, übrigens sei er wenig zu Hause, da er eine offenbar gute Anstellung habe. Dabei sei aber das Sonderbare, daß es ihr wäre, als ob sie ihn schon früher einmal im Hause habe herumstreifen gesehen, ehe er zu seinen Eltern zurückgekehrt war.

Diese Rückkehr sei am dritten Dezember erfolgt, was sie sich gemerkt habe, da dies der Geburtstag ihres eigenen Sohnes sei. Sie habe noch Frau Binder beglückwünscht, diese habe aber einen erstaunlich

wenig glücklichen Eindruck für eine Mutter gemacht, die ihren Sohn nach so langer Zeit wieder habe.

»Seit dem dritten Dezember ist er hier?« fragte Fanny und erinnerte sich zugleich, daß der Einbruch bei der Jalewska am zweiten gewesen war.

Sie fragte, wann Herr Binder nach Hause käme oder wo er zu treffen sei, doch das wußte die Frau nicht. Aber der Herr Rechnungsrat würde es wissen oder Fräulein Clotilde, die in einem Handschuhgeschäft auf dem Stephansplatz angestellt sei.

Fanny schrieb sich die Adresse auf und ging in dem Bewußtsein, durch ihren Besuch der Nachbarin neuen Stoff zu ausführlichen Betrachtungen geliefert zu haben.

Sie begab sich zu ihrem Rendezvous mit Engelbert, der schon auf sie wartete.

»Also haben Sie nicht vergessen?« fragte sie.

»Vergessen? Ich habe genug vergessen. Aber jetzt ist mein Gedächtnis so intakt wie nur je.«

»Man muß den Vater oder die Schwester ausholen, wenn man ihn selbst nicht erreichen kann,« sagte Fanny.

»Er ist, wo die Jalewska ist, das fühle ich. Aber wo? Der Vater ist bei der Polizei, der wird uns

vielleicht nichts nützen können oder wollen. Also gehen wir zur Schwester.«

Sie kamen zu dem kleinen Handschuhgeschäft im Herzen der Stadt. Der Dom ragte grau vor ihm auf, Fußgänger hasteten vorüber, meist ihrem Beruf entgegen, Autobusse ratterten vorbei.

»Warten Sie vor der Tür«, sagte Fanny, »und bitte, geben Sie mir etwas Geld, ich habe nichts. Ich will etwas kaufen. Wüßte ich nur, wie ich sie zum Reden bringe! Ich bin so ungeschickt. Man kann doch nicht so mit der Tür ins Haus fallen! Aber endlich, es muß gehen.«

Drinnen waren noch keine Kunden zu so früher Morgenstunde. Die Verkäuferin, ein apart und nervös aussehendes brünettes Mädchen, stand auf einer Leiter und stäubte Schachteln ab. Sie kletterte herunter und fragte ziemlich uninteressiert nach Fannys Wünschen.

Von einer so schäbig aussehenden Kundin erwartete sie offenbar nicht viel.

Fanny wünschte lange schwedische Handschuhe, wie sie sie oft für die Jalewska besorgt hatte. Die Banknote, die ihr Engelbert in die Hand gedrückt hatte, würde zwar für den kostspieligen Einkauf nicht reichen, aber das tat nichts, es handelte sich nur um eine Anknüpfung. Unwillkürlich nannte sie auch die



Handschuhnummer der Jalewska, deren lange, schlanke Finger ganz anderer Hüllen bedurften als Fannys kleine, verarbeitete Hände, die sich immer nur mit den abgelegten Handschuhen der Schwester begnügen mußten.

Während die Verkäuferin die Schachteln vor Fanny hinstellte, überlegte diese, wie sie wohl das Gespräch auf den ominösen Bruder bringen konnte. Es war schwerer, als sie gedacht.

Konnte sie sich für eine verlassene Geliebte ausgeben?

Jede Komödie war recht, wenn man sie ihr nur einen Augenblick lang glaubte. In ihrer Verlegenheit legte sie ein Paar Handschuhe nach dem andern Weg und machte schließlich bei einem Paar rehbrauner halt, der Lieblingsfarbe der Jalewska. Sie waren etwas in die Länge gezogen, als seien sie schon einmal probiert und dann wieder auseinander gedehnt worden. Eine heftige Sehnsucht nach der Freundin überkam sie mit einer Macht, die ihr die Tränen in die Augen trieb. Sie glaubte, Hedwigs Duft zu spüren.

»Diese da«, sagte sie, und entfaltete das Paar.

Aber indem sie in den linken Handschuh fuhr, fühlte sie plötzlich im kleinen Finger etwas Hartes. Auch die Verkäuferin hatte es beim Anstreifen

gespürt und erblaßte. Rasch langte Fanny hinein und holte den Gegenstand heraus. Es war ein ganz wertloser kleiner silberner Ring mit einem bescheidenen Türkissteinchen, und Fanny kannte ihn gut. Diesen Ring, den sie zur Firmung bekommen, hatte die Jalewska aus irgendeiner volkstümlichen Pietät bewahrt, und während ihre anderen Finger mit Ringen bedeckt waren, hatte dieser ganz allein seinen Platz am kleinen Finger ihrer linken Hand. Mit den anderen Ringen wechselte sie zuweilen ab, diesen aus der Kinderzeit ließ sie nie von sich.

»Die Jalewska war hier!« schrie Fanny auf.  
»Engelbert! Engelbert!«

Engelbert erschien in der Tür. Bei seinem Anblick wurde die Verkäuferin noch blasser und stieß einen unterdrückten Schrei des Schreckens aus.

»Die Jalewska war hier!« rief Fanny nochmals. Alles andere war unwichtig.

Sie bemerkte weder das seltsame Benehmen der Verkäuferin noch das noch seltsamere Engelberts, der mit großen Augen in dem kleinen, doch gar nicht interessanten Raum herumblickte, der genau so aussah wie jeder andere Handschuh- und Krawattenladen. Da geschah etwas Eigentümliches.

»Was wollen Sie von mir! Ich habe keine Schuld!« schrie die Verkäuferin plötzlich auf.

Und trotzdem es niemandem eingefallen war, sie im geringsten zu bedrohen, wandte sie sich nach rückwärts und rief: »Zu Hilfe! Zu Hilfe!« Aber Fanny hatte sich schon wieder in der Hand, und bei dem Aufschrei der Verkäuferin fiel ihr auf, daß diese ihn nicht etwa zur Tür gewendet tat, wo man sie auf der Straße hätte hören können, sondern nach rückwärts, wo der Laden keinen Ausgang hatte und wo nichts war als ein Schrank mit Handschuhen und Krawatten. »Also ist jemand da in dem Schrank!« schloß Fanny blitzartig, »aber der ist ziemlich flach, und durch die Glastür würde man alles sehen. Dann muß etwas *dahinter* sein!«

Ehe noch die erstarrte Verkäuferin sie hindern konnte, sprang sie auf den Schrank zu und riß die Glastür auf.

Da hörte sie Engelberts Stimme, die ganz tief wie im Traume sagte: »Es muß rechts an der Rückwand sein.«

Sie tastete dorthin und fand einen Knopf, der nachgab. Die Rückwand des Schrankes öffnete sich, es war eine maskierte Tür. Sie blickte noch einmal zurück und gewahrte, wie die Verkäuferin sich an den Kopf griff und aus dem Laden stürzte. Engelbert stand neben ihr.

Er ergriff ihre Hand, und sie konnte noch sehen, daß hinter der Tür eine Treppe war und daß viele Stufen hinunter führten. Dann wurde es ganz finster. Ihre Füße versanken in weichen Staub, manchmal stieß sie an etwas Hartes; es roch nach Moder. Enge Gänge schienen mit weiten Räumen zu wechseln.

Engelbert drängte immer vorwärts. Fanny fühlte, daß er den Kopf gesenkt hatte und mit den Nüstern schnob wie ein witterndes Tier. Sie erinnerte sich, daß sie vom vorigen Tag noch ein Kerzchen und Streichhölzer bei sich hatte.

»Wir wollen Licht machen«, sagte sie.

»Kein Licht!« sagte Engelbert in dem merkwürdig tiefen, traumhaften Ton von vorhin. »Ich brauche kein Licht!«

Aber Fanny stand doch zu fest auf dem Boden der Wirklichkeit; sie machte ihre Hand los und entzündete die Kerze.

Da sah sie etwas Schauerliches. An den Wänden waren Totenschädel in sonderbaren Ornamenten gereiht. Kleine Pyramiden davon standen umher. Menschliche Knochen, bizarr verbunden, lagen da. Sie standen im Moder bis an die Knöchel.

Mit einem Male wußte sie, wo sie war. Sie hatte so viel Heimatkunde noch von der Schule her im Gedächtnis, um sich zu erinnern, daß sich unter dem

Stephansdom die Katakomben befanden, uralte, jetzt seit Jahrhunderten nicht mehr benutzte Begräbnisstätten, die nach allen Seiten hinliefen und den größten Teil der Inneren Stadt unterminierten. Ein Teil davon konnte besichtigt werden, und eine von auswärts zugereiste und wißbegierige Verwandte hatte Fanny einmal dahin mitnehmen wollen, aber sie hatte sich gefürchtet. Jene Verwandte hatte damals erzählt, wie eng man sich an die mit Fackeln bewaffneten Führer halten müsse, um den Weg nicht zu verlieren, und wie sehr er davor gewarnt habe, sich zu verirren; denn aus den anderen Teilen dieser Höhlen fände nie wieder jemand heraus. Dies schien ein solcher Teil zu sein, den keine Führung jemals betrat.

Sie hob die kleine Kerze; ihr Licht strahlte schimmernd von den körnigen Wänden wieder, die aus Granit sein mußten. Die Decke war nicht sehr hoch und gewölbt, Pfeiler stützten sie, die auch Begräbnisstätten gewesen sein mußten. Die Luft war trotz des Modergeruchs eiskalt und klar; in ihr hatten die Tausende, die einst hier lagen, sich konserviert wie Mumien. Aber der Schein des kleinen Lichtes reichte nicht weit. Ein paar Schritte von ihr wurde es von der Finsternis aufgefressen. Sie war ganz allein.

»Werde ich jemals wieder ans Licht kommen?« fragte sich Fanny. »Bin ich überhaupt auf dem richtigen Weg? War es nicht Wahnsinn, sich der Führung eines Menschen anzuvertrauen, der selbst von sich sagt, daß er wahnsinnig ist? Wenn doch zufällig eine Führung da wäre! Wenn man doch wieder Menschenstimmen hören könnte!«

Sie hörte etwas; aber das war keine Menschenstimme. Es mußte Musik sein — eine Orgel.

»Wie kommt Musik hierher in diese Höhle der Verdammnis?« fragte sich Fanny. »Habe ich auch schon Halluzinationen?« Dann fiel ihr ein, daß sie vielleicht unter der Kirche stünde. Jetzt schwiegen die Klänge, die so unendlich gedämpft zu ihr gedrungen waren, daß es ihr schien, als kämen sie aus ihrem eigenen Blut. Aber sie hatten ihr wieder mehr Mut gegeben. Es war immer noch besser mit Engelbert zu sein als allein. Sie rief ihn. Es war seltsam, wie ihre Stimme in den Gewölben widerhallte. Er mußte schon weit von ihr sein.

Es vergingen ein paar grenzenlos angstvolle Sekunden, die ihr Stunden deuchten, ehe sie Engelbert neben sich sah. Seine Schritte hatte sie in der dicken Moderschicht nicht hören können.

»Warum haben Sie geschrien?« fragte er vorwurfsvoll. »Warum haben Sie Licht gemacht? Ich sehe von innen. Wenn das Licht brennt, geht es von mir.«

Sie begriff, daß sie ihn aus dem Trancezustand gerissen hatte, in dem er sich befand, und daß sie ihre Kerze löschen mußte, wenn er wieder darein zurückkehren sollte; sie tat es schweren Herzens. Nun ergriff er wieder ihre Hand und führte sie. So oft sie an etwas Hartes stießen, fuhr Fanny zusammen; jetzt wußte sie, was das war. Es schien ihr, daß sie Stunden gegangen sein mußten, oft auch, daß sie wieder an die gleichen Stellen zurück kehrten, doch wagte sie nichts zu sagen. Er schien jetzt wieder sicherer. Sie hörte das Keuchen seiner Brust und das Schnauben seiner Nüstern; er war wie ein Tier, das auf Fährte ist, und ihr zwar nicht ohne Abirren, aber in unaufhaltsamer Überzeugung folgt.

Endlich sahen sie ein Licht, das aus einem Spalt in der Nähe des Bodens drang; hier mußte eine Tür sein, Engelbert blieb hochaufatmend stehen. Fanny begriff, daß sie geöffnet werden mußte und daß kein Schlüssel dazu da war. Sie warf sich mit ihrer ganzen kleinen, dünnen Person dagegen, aber es war kein Gedanke, daß die Tür nachgab.

Engelberts Hirn schien angestrengt zu arbeiten. Er zog einen andern Schlüssel aus der Tasche und klopfte dreimal mit drei Schlägen in einem eigentümlichen Rhythmus dagegen. Ein Spalt öffnete sich, sie schoben sich dazwischen und traten ein.

Der Gegensatz zwischen der moderigen Finsternis draußen und der Helligkeit des Raumes, den sie nun vor sich sahen, war so verblüffend, daß Fannys Atem still stand. Ein sanftes weißes Bogenlicht verbreitete Tageshelle von der Decke her. Der Raum war offenbar neu gemauert und weiß getüncht. Sogar ein paar einfache Einrichtungsgegenstände standen darin. Er glich dem Zimmer eines einfacheren Sanatoriums. Noch seltsamer aber war die Gestalt, die ihnen geöffnet hatte. Sie trug einen langen weißen Leinenmantel und auf dem Kopf, von dem nur Augen, Nase und Mund frei geblieben waren, ein Etwas, das aussah wie ein Taucherhelm und das unter dem Kinn befestigt war.

Engelbert stürzte sich augenblicklich auf die Gestalt und wollte ihr den Helm herunterreißen; die Gestalt wehrte sich, aber Fanny, die merkte, daß es vor allem darauf ankam, den Helm zu entfernen, hielt ihr die Hände fest. Endlich gelang es Engelbert, die Feder zu finden, die das Helmband unter dem Kinn schloß.



Das ganz gewöhnliche Gesicht eines leidlich hübschen jungen Mannes von etwa fünfundzwanzig Jahren kam zum Vorschein, das trotz des vorangegangenen Kampfes einen etwas verschlafenen, beinahe blöden Gesichtsausdruck bewahrte. Engelbert rüttelte ihn an den Schultern.

»Wachen Sie auf!« rief er. »Verstehen Sie nicht? Sie sind befreit. Ich habe auch so einen Helm getragen wie Sie! Ich bin ebenso um meine normale Gehirntätigkeit gekommen wie Sie! Für Sie ist es noch nicht zu spät. Sie sind noch nicht lange hier. Sie müssen nur zu sich kommen wollen! Man bringt Sie hier um Ihren Willen! Wachen Sie auf!«

Engelbert war vollkommen verwandelt. Seine schwächliche, vornübergebeugte Gestalt hatte sich aufgereckt, seine Augen blitzten. Er nahm den Kopf des stier blickenden jungen Menschen in seine Hände und fuhr mit heftigen Massagebewegungen über den Schädel, wobei der andere leise aufächzte.

Fanny hob den Helm auf, der zu Boden gefallen war. Er war von innen noch seltsamer als von außen, mit sonderbar konstruierten Buckeln, die von Federn reguliert werden konnten. Dann ließ sie ihn fallen. »Ich verstehe«, sagte sie. »Aber deswegen allein sind wir nicht hier. Wir müssen weiter. Wir müssen Hedwig finden.«

Engelbert nahm ihre Hand. »Fürchten Sie sich nicht. Jetzt bin ich wieder ganz ich selbst. Jetzt weiß ich alles. Ich habe es ganz wiedergefunden.«

Er stieß die nächste Tür auf. Es war diesmal ein größerer Raum, wieder ganz in Weiß, der halb wie ein orthopädischer und halb wie ein Operationssaal aussah. Tadellose Sauberkeit herrschte, ein Ruhebett stand in der Mitte, in den Schränken blitzten Instrumente, deren Bestimmung Fanny rätselhaft blieb. Auch hier war wieder eine weiß gekleidete, sonderbar behelmte Gestalt beschäftigt. Wieder stürzte sich Engelbert auf diesen jungen Menschen, doch der war stark. Er wollte sich das, was er für ein Attentat hielt, offenbar nicht gefallen lassen. Der Kampf schien zuungunsten Engelberts und der helfenden Fanny auszugehen, als sie den ersten Jüngling neben sich sahen. Er, schien langsam zu begreifen, wie man seinem lebendiger werdenden Blick anmerken konnte.

Sie waren nun zu dritt gegen den einen, aber dieser hatte Kräfte. Es war ihnen eben gelungen, ihm den Helm abzureißen, der mit lautem Gepolter zu Boden fiel, als eine neue Erscheinung eintrat, bei deren Anblick Fanny erstarrte.

---

## Zehntes Kapitel.

Und doch war nichts Abscheuliches an ihr; sie war sogar schön. Es war, ein hochgewachsener alter Mann von fremdländischem Typus mit einem langen weißen Bart. Aber eigentlich schien es nur Auge zu sein. Seine großen, tiefen, leuchtenden Augen hatten einen Glanz, in dem etwas Mildes lag und der dennoch unerbittlich schien.

Ohne ein Wort zu sprechen, ja ohne eine einzige Bewegung richtete er seinen Blick auf die vier jungen Menschen, und es schien, als ob er ihnen allen zu gleicher Zeit tief in die Augen sähe. Es war wie eine starke körperliche Berührung. Engelbert schrie auf: »Nein, nein, ich will nicht!« und bedeckte die Augen mit der Hand, aber der Blick des Fremden schien durch Hand und Lider hindurchzudringen. Fanny hatte plötzlich das Gefühl einer ungeheuren Schwäche. Sie wußte: »Das darf nicht sein. Noch ist Hedwig nicht gefunden!« Aber sie fühlte ihre Beine zitterig unter sich werden. Nur nicht auf einen Sessel fallen, dachte sie, sonst bin ich verloren. Die Jalewska muß hier sein, ich fühle es, ich muß sie

finden! — Sie hob mit letzter Kraft beide Hände und stammelte: »Geben Sie sie mir heraus! Geben Sie mir die Jalewska heraus!«

Aber der Alte stand nur und sah sie an. Fanny empfand mit einem Male, wie entsetzlich müde sie war. Sie hatte eine Vision von Hinsinken, Befreiung, Erlösung. Ein dumpfes Gefühl war in ihr: »Das ist wohl der Tod. Dieser alte Herr ist ganz sicher der Tod. Ich habe es immer für ein Märchen gehalten, daß er eine Gestalt annehmen könnte. Aber dieser muß es wohl sein. Wie sonderbar! Wir sind in das Reich des Todes gedrungen. Natürlich — wir sind ja nicht umsonst an Gerippen vorbei und durch Moder gewatet. Und Hedwig ist mir hieher vorangegangen. Werde ich sie noch sehen? Ich weiß es nicht. Ich möchte es auch gar nicht mehr. Ich möchte nur so gerne schlafen. Ich bin so entsetzlich müde . . . Ich will jetzt nur schlafen, nur schlafen . . . Ich glaube, ich sitze schon auf dem Sessel . . . Was wollte ich hier nur . . . Aber das ist ja gleich . . . Alles ist gleich . . . Wenn ich auch sterben muß . . . Ich bin ja so müde . . .«

Allein in diesem Augenblick schien es ihr, als ob der magnetische aber wohltätig wirkende Strom, der von dem alten Mann zu ihr ging, von einem zweiten durchkreuzt würde, von einem verderblichen,

verhaßten. Sie riß mit letzter Kraft die Augen auf und sah, daß wieder jemand eingetreten war und diesen, der sie lächelnd mit gekreuzten Armen musterte, erkannte sie augenblicklich: es war Roland von Krey. Er sah anders aus, viel älter, als sie ihn in Erinnerung hatte, aber ihr verdämmerndes Bewußtsein war plötzlich wach. Sie wußte nun wieder, weshalb sie hergekommen war. »Engelbert!« rief sie.

»Wo sind Sie? Engelbert!«

»Die werden Sie nicht hören, kleines Fräulein«, sagte der Mann, den sie als Roland von Krey kannte, mit freundlichem Wohlwollen. »Engelbert nicht und die andern auch nicht. Die sind jetzt unter einem stärkeren Einfluß. Also haben Sie zu uns gefunden? Alle Achtung! Aber dafür werden wir Sie hier behalten müssen!«

»Machen Sie mit mir, was Sie wollen«, wollte Fanny sagen. »Aber geben Sie mir Hedwig heraus!« Sie fühlte, daß ihre Zunge ihr noch nicht gehorchte. Aber dennoch war sie lebendiger als ein paar Sekunden vorher.

Sie fühlte: »Noch ein paar Minuten und dann habe ich wieder soviel Kraft, daß ich ihm an die Gurgel springen kann.«

Krey sagte zu dem Alten ein paar Worte, die Fanny nicht verstand und fügte dann auf Englisch hinzu:

»Die Kleine scheint besser zu reagieren als die andere. Also wieder Gelegenheit zu einem unvorhergesehenen Experiment!«

»Merkwürdig, daß ich in diesem Zustand Englisch verstehe und mich doch nicht rühren kann!« dachte Fanny. »Die andere, das ist Hedwig. Aber Geduld! Schon kann ich eine Hand heben. Wenn nur der Alte ich nicht immerfort ansehen wollte. Das macht mich schwach. Aber der Haß gegen diesen Krey muß mir Kraft geben. Gleich — gleich werde ich aufstehen können . . .«

Aber es war nicht mehr nötig. Von draußen drang Lärm und das Geklapper von Säbeln. Die Außentür wurde mit einem ungeheuren Krach aufgesprengt. Eine Schar von Männern in Uniform stürzte herein. Fanny erkannte die Polizei . . .

Plötzlich fühlte sie sich frei, wenn auch noch wie zerschlagen; nicht weil sie Rettung gewährte, sondern weil der Alte verschwunden war. Noch begriff sie den Wirrwarr ringsumher nicht. Ein Teil der Polizisten umdrängte Krey, der so gelassen und freundlich dastand, als wäre nichts geschehen. Wieder andere stürzten auf die drei jungen Leute, die allmählich aus ihrer Erstarrung zu erwachen schienen. Einer wollte Fanny laben, doch diese konnte sich allein erheben, nun, da sie die Augen des

Alten nicht mehr fühlte. Sie wurde jetzt ganz klar. Sie sah, wie die Männer alles aufrissen und untersuchten. Auch die Helme wurden aufgenommen. Aber dies konnte noch nicht genügen. »Es müssen noch andere Räume da sein!« sagte sie und wunderte sich, daß sie sprechen konnte. »Und noch andere Menschen. Die Jalewska . . .«

Ein paar Leute fanden eine in der Mauer verborgene, schwer auffindbare Tür, durch welche der Alte und Krey gekommen sein mußten, und in der Tat lagen noch Räume dahinter. Sie brachten noch zwei junge Leute heraus. »Der letzte führte eine Frau, deren langes blondes Haar wirr herunterhing. »Hedwig!« schrie Fanny auf und lachte und weinte zugleich.

Die Jalewska nickte ihr zu. Sie schien mehr ärgerlich als wirklich mitgenommen, aber Fanny konnte sich nicht beruhigen. »Hedwig, kennst du mich noch? Haben sie dich nicht umgebracht? Haben sie dich nicht gefoltert?«

»Gott, Fanny,« sagte Hedwig und ließ sich auf einen Sessel fallen, »wozu regst du dich eigentlich so auf? Geschehen ist mir gar nichts. Ein bißchen sonderbar war es ja, diese Gefangenschaft und das Ganze! Aber es hätte sehr nett sein können, wenn nicht . . .«

In diesem Augenblick fiel ihr Blick auf Krey, der umringt und verhört wurde. »Der da soll mir aus den Augen gehen«, sagte Hedwig heftig. »Er hat sich benommen, wie ein undankbarer Lümmel!«

»Hat er dich nicht zu Tode gemartert?« fragte Fanny angstvoll.

»Gemartert? Aber keine Spur! Er hätte es probieren sollen. Nein, weißt du, was er von mir wollte? Schlafen sollte ich! Na, das wäre ja noch nicht so unnatürlich gewesen. Aber da bringt er mir so einen alten Mummelgreis daher, der mich fortwährend anglotzt, und wollte ihn nicht wegschicken. Das war aber stark. Schlafen Sie, sagte er nur immerfort. Sie sollen schlafen. Und der Alte stierte. Da bin ich aber böse geworden. ›So nicht!‹ sagte ich. Aber er wollte mich nicht verstehen. Während der Alte glotzte, fing Krey nun an, mir etwas vorzureden, du kannst dir nicht denken, was . . .«

»Was, um Gotteswillen!« rief Fanny.

»Ich erzähl' dir das ein andermal. Es war das letzte an Unverschämtheit. Alles hätte ich ihm zugetraut, aber das nicht. Sonst ist mir nichts weiter geschehen. Sie haben mir sogar zu essen und zu trinken gegeben. Nicht einmal schlecht. Wie kommst du übrigens hieher? Ich glaube, wir müssen unter der Erde sein,



weil keine Fenster da sind. Ich kann mich gar nicht erinnern, wie ich heruntergekommen bin. Ist es nicht wie in der Aida im letzten Akt? Das letzte Mal bin ich fünfmal nach der Sterbeszene gerufen worden. Ach ich bin müde. Ich habe gar nicht geschlafen . . . just nicht, weil er es wollte. Fanny, wenn ich dir erzählen müßte, wie er sich benommen hat . . .«

Aber dazu kam es nicht, weil ein Polizeioffizier ihre Aussage verlangte.

Neben einem andern stand Engelbert und gab Auskünfte so gut er konnte; dann wollte er seinerseits wissen, wie die Polizei den Weg heruntergefunden hatte.

Der Offizier berichtete, einem Passanten wäre der offenstehende Laden aufgefallen, in dem kein Verkaufspersonal anwesend und der sichtlich in Unordnung war. Er hätte eine Wache avisiert und diese hätte alsbald die offen gebliebene Hinterwand des Schrankes entdeckt, von wo aus Stufen in die Tiefe führten. In der Meinung, daß es sich um eine unterirdische Einbrecher- oder Fälscherbande handle, habe der Polizist telephonisch um starke Assistenz ersucht und sie hätten sich nach abwärts begeben. Mit ihren elektrischen Laternen sei es ihnen nicht schwer gefallen, den frischen Fußspuren in der dicken Moderschicht zu folgen; daß man freilich

einen solchen Fang machen würde, hätte man nicht geahnt.

»Aber da ist noch einer!« schrie Fanny auf. »Ein ärgerer, ein gefährlicherer! «

»Wenn Sie meinen alten indischen Freund« meinen, liebes Fräulein,« sagte Krey, indem er sich einen Augenblick von seinen Ausfragern losmachte, »so mache ich Sie aufmerksam, daß man ihn vergebens suchen wird. So primitiv sind wir nicht, daß wir uns für einen solchen Fall nicht Ausgänge geschaffen hätten, die schwer zu finden sind und nicht ungefährlich für Uneingeweihte. Wenn ich mich ruhig abfangen ließ, so ist das die pure Lebenswürdigkeit und vielleicht auch mein Wunsch, mich mit den Herren da oben einmal auszusprechen, der nicht lebhafter sein kann, als der ihre.«

»Vorwärts!« sagte der Polizeioffizier. »Hier wird jetzt untersucht, protokolliert und versiegelt. Sie kommen mit mir hinauf zum Verhör. Folgen Sie gutwillig. Sträuben nützt nichts.«

»Aber, Verehrtester,« sagte Krey, »verschwenden Sie doch nicht Ihre Energien. Ich bitte sogar dringend, mir Handschellen anzulegen. Es ist zwar überflüssig, aber es gehört mit zu Ihrem Zeremoniell, gegen das ich um keinen Preis verstoßen möchte. Haben Sie meine Taschen noch nicht untersucht? Ich

werde mich oben über Ihren Leichtsinn beklagen. Hier links steckt mein Revolver, Achtung, er ist scharf geladen, ich wäre untröstlich, wenn ein Unglück passierte. Mein Portefeuille bitte ich auch an sich zu nehmen, trotzdem es weder Summen noch Briefschaften von Belang enthält. Ebenso Taschenmesser und Füllfeder. Sonst führe ich nur noch ein Taschentuch und ein Fläschchen mit Riechsalz bei mir, das ich mir bei den vermutlich anstrengenden Untersuchungen zu belassen bitte. Wollen Sie sich überzeugen? Und jetzt denke ich, können wir gehen.«

Und indem er sich artig gegen die Anwesenden verneigte, schritt er mit einem gewinnenden Lächeln zwischen zwei Gendarmen und von einer starken Eskorte gefolgt zur Tür hinaus und begab sich sicheren Schrittes durch die lange Reihe der finsternen Gewölbe nach oben.

---

## Elftes Kapitel.

Als das Auto mit Roland von Krey eintraf, welcher der Polizei zunächst als Paul Hell bekannt war und auf ihren Wunsch auch den Namen Max Binder geführt hatte, war schon eine ganze Reihe von Würdenträgern der Justiz versammelt. Unmittelbar vorher hatte sich noch eine aufregende Szene ereignet, indem der Rechnungsrat Binder mit allen Anzeichen der größten Bestürzung erschienen war und die Anzeige gemacht hatte, daß seine Tochter Clotilde im Zustande höchster Verwirrung zu ihm gekommen sei und unverständliche Angaben über ihren Zusammenhang mit einem Verbrechen und jenem Manne gegeben habe, dem er auf Wunsch der Behörde ein Asyl in seiner eigenen Familie gewährt hatte. Die Einvernahme des völlig gebrochenen Mannes und seiner Tochter, die sich in hysterischen Krämpfen wand, wurde auf später vertagt. Vorläufig warteten mehrere Untersuchungsrichter und hohe Justizbeamten mit fieberhafter Spannung auf Paul Hell. Der Raum war im weitesten Umkreis durch Wachleute zerniert.

Hell trat mit der Gebärde des Weltmannes ein. »Ich freue mich, ein so glänzendes Auditorium zu meinem Empfange versammelt zu finden. Irre ich nicht, so sehe ich einige bekannte Gesichter darunter. Dürfte ich bitten, meine Handfesseln abzunehmen? Die Einvernahme wird ziemlich lange dauern, denn ich gedenke erschöpfende Mitteilungen zu machen.«

Der Vorsitzende der Versammlung gab einen Wink, ihm die Handschellen abzunehmen, ihn aber trotzdem scharf zu bewachen und sagte:

»Sie sind einer Reihe der schwersten Verbrechen angeklagt und ich mache Sie darauf aufmerksam, daß es in Ihrem eigenen Interesse ist, unsere Fragen wahrheitsgemäß und genau zu beantworten.«

»Ich möchte zunächst bemerken,« sagte Paul Hell im verbindlichen Ton, »daß ich auf irgendwelche Fragen überhaupt nicht zu antworten gedenke. Bei allem Respekt vor den außerordentlichen Fähigkeiten der Justiz liegt es mir durchaus fern, in der Art eines Schülers auf Prüfungsfragen zu antworten, die sicherlich gerade das Wesentliche nur streifen würden.«

»Herr, Sie haben einen Ton!« schrie der Vorsitzende. »Wissen Sie, vor wem Sie stehen?«

»Ich bin mir dessen vollkommen bewußt. Leider haben Sie mich nicht ausreden lassen, und darauf

eben kommt es an. Es liegt nämlich nicht in meiner Absicht, Ihnen das Geringste zu verheimlichen. Ich habe den Augenblick lange vor mir gesehen, in dem ich mich zu verantworten haben werde, und trotzdem es mir begreiflicherweise im Interesse meiner Sache daran gelegen war, ihn so lange wie möglich hinauszuschieben, schreckt er mich nicht. Ich bitte somit um die Erlaubnis, ungefragt und mit voller Ausführlichkeit berichten zu dürfen. Ich gestatte mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß ich mehr als eine Stunde zu meinen Ausführungen brauchen werde und daß jede Unterbrechung während dieser Zeit den Faden abschneiden würde. Wollen Sie mir die Erlaubnis der ununterbrochenen Rede zugestehen?«

Nach einem Blick der Funktionäre untereinander wurde ihm die Erlaubnis erteilt.

Mit der Geste eines Gesellschaftsmenschen zog Hell einen Stuhl heran und setzte sich mit einem höflichen: »Sie gestatten?«

»Sie haben vor Ihren Richtern zu stehen!« fuhr einer der Anwesenden auf. Hell blieb ruhig sitzen. »Sehen Sie«, sagte er freundlich, »unsere Meinungsverschiedenheiten fangen schon an. Ich bestreite, daß ich mich vor meinen Richtern befinde. Ich gebe in diesem Augenblicke nur ein Referat. Sie

können ja auch die Komödie einer Verhandlung mit mir spielen, aber ich muß bemerken, daß das dann beträchtlich länger dauern wird. Es ist durchaus in Ihrem eigenen Interesse gelegen, daß ich konzentriert und ohne Ermüdung spreche. Hätten Sie eine Ahnung von der Wichtigkeit dessen, was unsere Errungenschaft für die Menschheit bedeuten kann, Sie würden mir einen Fauteuil hinstellen lassen. Aber ich bin bescheiden und begnüge mich mit diesem Strohsessel.«

»Ihre Frechheit geht wirklich weit,« sagte der oberste Beamte, »und unsere Nachsicht ist groß, daß wir uns das gefallen lassen. Wollen Sie uns nun gefälligst in möglichst kurzen Worten mitteilen, wer Sie eigentlich sind.«

»Darf ich mir eine Zigarette anzünden?« fragte Hell, »und wollen die Herren nicht desgleichen tun? Nicht? Schade. Es würde die Aussprache erleichtern.

Ich komme zur Sache. Es berührt mich merkwürdig, daß Sie sich für meinen Namen mehr interessieren als für meine Leistung. Sie haben mich unter dem Namen Paul Hell, Roland von Krey und Max Binder kennen gelernt. Überflüssig, Leuten von Ihrem Scharfsinn und Ihrer Erfahrung mitzuteilen, daß ich noch mindestens ein halbes Hundert anderer geführt habe. Wieso interessiert es Sie, zu erfahren,

wo ich geboren bin? Sie sollten mich zunächst fragen, ob ich überhaupt geboren bin!

»Was reden Sie da für Unsinn? Unsere Geduld ist zu Ende.«

»Und dabei sind wir doch erst am Anfang!« sagte Hell mit mildem Vorwurf.

»Was soll das heißen: ob Sie geboren sind? Tischen Sie uns keine Narrheiten auf!«

»Wissen Sie so genau, ob ich nicht vielleicht immer war?« sagte Hell und sein Gesicht sah plötzlich unheimlich alt aus. »Sind Sie ganz sicher, ob ich mich nicht als Graf von St. Germain oder Cagliostro vor Ihren Urvätern zu verantworten gehabt habe? Wissen Sie bestimmt, ob ich Ihren Enkeln nicht noch begegne?«

»Mit mystischen Schwindeleien bitte ich uns zu verschonen,« sagte der Vorsitzende. Wir lassen Sie sonst sofort in Ihre Zelle abführen. Sie wissen, daß Sie angeklagt sind, die verschwundenen jungen Leute verborgen gehalten und schwer an Körper und Seele geschädigt zu haben. Kommen Sie endlich zu den Tatsachen. Sonst wird man Mittel und Wege finden, Sie dazu zu zwingen.«

»Schön,« sagte Hell, »nichts kann mir lieber sein. Da die Justiz so außerordentlich scharfsinnig ist, will



ich ihr in der Feststellung meiner Personalien nicht vorgreifen und komme sogleich zu meiner ›Tat‹.«

»Die menschliche Seele mit ihren verschiedenen Komplexen hat mich von je interessiert. Jeder von Ihnen hat wohl schon das merkwürdige Phänomen erlebt, daß man einmal aus tiefem Schlaf aufwacht und plötzlich vergessen hat, wer man ist, so daß man sich, seine Person, seine Angelegenheiten, sogar seinen Namen erst nach und nach wieder rekonstruieren muß. Diesen Zustand zu benutzen und auszubauen erschien mir eine lockende Aufgabe der Forschung. Das Identitätsgefühl eines Menschen mit sich selbst mußte zerstörbar und auf andere Art wieder aufzubauen sein.

Ich wußte, daß man durch Hypnose eine starke Macht gewinnen könne, aber auch, daß diese von vorübergehender Art ist. Ich habe auf meinen indischen Reisen die seltsamen und dunklen Gestalten indischer Yogha kennen gelernt und erfahren, über welche Macht sie in diesen Angelegenheiten verfügen.«

»Es ist uns wichtig, zu erfahren, wieso Sie nach Indien gekommen sind,« sagte einer der Richter.

»Sehen Sie, Sie unterbrechen schon wieder, und zwar gerade im geistig spannendsten Moment,« sagte Hell.

»Darf ich jetzt endlich um Ruhe bitten? Ich würde sonst genötigt sein, zu schweigen. Zu Ihrer Beruhigung sei es gesagt, daß ich mir stets Geld zu verschaffen wußte, um meinem wissenschaftlichen Forschungstrieb zu dienen.

Ich habe übrigens auch mehrere europäische Dokorate, die der Medizin, Philosophie und Chemie gemacht, woraus Sie ersehen mögen, daß die Jugendlichkeit, die ich mir zu geben weiß, mehr eine Sache meiner Begabung und eifrigen Selbststudiums ist, als daß sie meinem Geburtsdatum entspräche. Darf ich jetzt weiter berichten? Mir, einem skeptischen Europäer, konnte diese indische Mystik nicht genügen. Wohl aber schien es mir möglich, durch eine ganz besondere Vereinigung anatomischer und psychischer Einflüsse eine starke Veränderung bei Menschen zu bewirken. Ich habe mich seinerzeit besonders mit Schädelbildung und Gehirnanatomie befaßt. Durch meinen eigenen Blick jedoch Einfluß auf das Nervensystem der andern zu üben, ist mir versagt. Zwar darf ich mich rühmen, viele Frauen unter meinen Willen gezwungen zu haben, doch hängt dies mit anderen Dingen zusammen. Für wissenschaftliche Experimente war meine Kraft jedenfalls nicht ausreichend. Es mag dies mit der Zersplitterung meines Lebens zusammenhängen, das

stets nach außen drängt. Ich mußte jemanden haben, der ganz in sich lebte. In London sollte ich meinen Meister finden.«

»Wie kamen Sie nach London?«

»Es geht wirklich nicht an, daß ich über alle meine Reisen befragt werde,« sagte Hell ungeduldig. »Wir kommen ja nicht vom Fleck.

Es ist auch ganz gleichgültig, nehmen Sie an, ich hätte die Mehrzahl der Karten von Stieler's Handatlas persönlich durchquert. Wäre meine Meinung von Ihrem Scharfsinn nicht so außerordentlich hoch, Sie könnten sie wahrhaftig dadurch vermindern, daß Sie immer nach dem Unwesentlichen fragen. In London also traf ich einen indischen Arzt — einen Weisen. Er hatte europäische Wissenschaft, europäische Geschicklichkeit erworben, aber je mehr er dies tat, desto mehr zog es ihn zur Urweisheit seiner Väter zurück. In ihm fand ich die Vollendung meiner Träume. Die Vertiefung, zu der mir mein unruhiges weltliches Dasein keine Zeit gelassen hatte, die hatte er in sich erreicht. Das Schicksal hatte uns füreinander bestimmt. Er sollte forschen und erreichen, ich sollte diese Forschung ermöglichen. Meine Abenteuerlust und seine mystischen Kräfte schlossen einen Bund. Die Erforschung des menschlichen Gehirns war unser Ziel. Er hatte in der

Stille zu wirken, ich übernahm den Kontakt mit der Welt, der mir Freude macht. Nennen Sie das bei mir Komödianten- oder Verbrechertum oder wie Sie sonst wollen. Jedenfalls macht mir das Spielen auf dieser Jammerbühne Spaß. Ich bemerke mit Vergnügen, daß Sie mich jetzt einige Minuten haben ungestört reden lassen. Ich komme nun zu meinem eigentlichen Ziel, zu der Tatsache des ›Vergessens‹, das wir unsern Patienten beigebracht haben und das die erste Stufe weiterer Experimente bilden sollte.

Daß diese Möglichkeit schon die Alten beschäftigt hatte, beweist das wunderbare Symbol vom Lethetrunk, der aber nur den Verstorbenen zuteil wurde. Es mußte aber möglich sein, auf Erden zu wandeln und bei sonst vollkommen normaler Denktätigkeit an gewisse Dinge völlig zu vergessen. Das Wichtige und sozusagen Einmalige unseres Versuchs besteht darin, daß wir zum ersten Male morgenländische und abendländische Errungenschaften zu vereinigen trachteten. Geling dies völlig, so war es erst ein Anfang, denn ungeheure Umwälzungen auf körperlichem und physischem Gebiet standen bevor. Welche, darüber zu sprechen ist überflüssig, da unsere Forschungen eine so brutale Unterbrechung erfahren haben, daß es Jahre brauchen wird, ehe wir sie fortsetzen können.

Ich bitte Sie, nicht hohnzulächeln. Sie werden wieder aufgenommen werden, selbst wenn Sie ganz ungerechterweise die Absicht haben sollten, mich auf einige Jahre hinter Schloß und Riegel zu setzen.«

»Ich möchte den Untersuchungen unserer medizinischen Sachverständigen nicht vorgreifen,« sagte einer der Anwesenden, »aber schon jetzt mache ich Sie darauf aufmerksam, daß das, was Sie vorbringen, vollkommen unwahrscheinlich ist. Die Wissenschaft kennt dergleichen nicht.«

»*Les savants ne sont pas curieux,*«<sup>1</sup> sagte Hell liebenswürdig. »Wissen Sie, von wem das reizende Wort stammt? Von Anatole France, mit dem ich in Paris die Ehre hatte, öfter beisammen zu sein. Sie werden mich sofort fragen, wann ich in Paris war. Ich werde Ihnen das bei unserer nächsten Begegnung erzählen. Kehren wir zu unserem Hauptthema zurück.

Wenn wir eine Art ›Dauerhypnose‹ anstreben, so konnte das nicht vor sich gehen, ohne daß wir zugleich das Gehirn für unsere Zwecke präparierten. Nachdem wir genau die Stelle entdeckt hatten, die der Sitz jener Komplexe ist, die wir mit dem Wort Gedächtnis zusammenfassen, mußte es auch gelingen, in verschiedenem Sinn auf sie einzuwirken. Der erste Weg schien der chirurgische, aber

abgesehen davon, daß er keine ganz befriedigenden Resultate ergab, liegt jeder blutige Eingriff in den menschlichen Organismus ganz außerhalb der religiösen Vorstellungen meines Freundes. Ich darf wohl bemerken, daß diese ganze Angelegenheit vor sich gegangen ist, ohne daß ein Tropfen Blut vergossen wurde. Dagegen haben wir manches von der modernen Orthopädie gelernt, und jener von uns erfundene Helm, der durch innen angebrachte Federn und Stifte einem bestimmten Druck auf eine ganz bestimmte Stelle mit regulierbarer Kraft ausübt, ist im wesentlichen ihren Gedanken entnommen. Aber leider arbeitet die Medizin oft ungeistig mit ihren geistigen Errungenschaften und gelangt im Postkutschentempo dahin, wo ein genialer Kopf mit Flugmaschinengeschwindigkeit hinbraust. Indem das Gehirn also rein anatomisch von uns beeinflußt wurde, hatte es zugleich bestimmte Vorstellungen, in sich aufzunehmen. Hierher gehört das, was Sie Hypnose nennen, was aber mit diesem Namen eine nur entfernte Verwandtschaft hat. Denn die Willenskraft, die wir anwandten, um bei unsern Patienten bestimmte Vorstellungen ein- und auszuschalten, mußte in ihrer Gewalt von ganz anderer Art sein als das, was heute jeder Schwindler im Varieté verführt. Dabei aber haben wir — und das

ist eine Nuance, die ich zu beachten bitte — jede übersinnliche Vorstellung in diesen Gehirnen vermieden. Denn wir wollten die Menschen unverändert in ihren Grundzügen der banalen Welt wieder geben, der wir sie entliehen hatten.

Es würde zu weit führen, zu erzählen, wo und wie wir unter den ungeheuersten Schwierigkeiten unsere Experimente begonnen haben. Soviel war klar: sollten wir unsere Erkenntnisse endlich einmal sammeln, so mußten wir ungestört arbeiten und eine Serie von Menschen monatelang zu unserer Verfügung haben können. Wo aber sie hernehmen, wo den Glauben an uns finden? Es gibt amerikanische Staaten, die ihre Schwerverbrecher zu Experimentalzwecken hergeben. Um degenerierte und abnorme Gehirne war es uns aber nicht zu tun. Wir wollten im Gegenteil wissen, wie unsere Behandlung auf den Normalmenschen wirkte, und zwar, wenn ich mich so ausdrücken darf, auf den ungewöhnlich normalen, der in der Blüte seiner Jahre und auf einer gewissen mittleren Kulturstufe stand. Das weibliche Geschlecht wünschte mein Freund zunächst, seiner Hysterie wegen, ausgeschaltet, und das Genie kam, als ohnehin abnormal, nicht für uns, in Betracht. Versuche in London und in Marseille scheiterten aus äußeren Gründen. Konnten wir nicht

völlig unbeobachtet bleiben, so versagten die inneren Kräfte meines Freundes. Bei mir ist das Gegenteil der Fall. Ich gewinne erst recht neue durch die beständige Berührung mit Menschen, deren Beobachtung und Beherrschung meine größte Freude ist.

Wie wir die äußeren Dinge unserer Unternehmung bewerkstelligten, wäre ein Roman für sich, der zunächst nur für Techniker Interesse hätte. Über der Erde konnten wir nicht in diesem Maße unbeobachtet bleiben, also mußte es unter der Erde sein. Vor Jahren hatte ich schon einmal die Katakomben in Wien besichtigt, ich hatte mich, weil ich mich selbständig und selbstverständlich vom Führer entfernt hatte, darin verirrt und nur mit den äußersten Anstrengungen wieder herausgefunden. Schon damals wußte ich, daß diese ausgezeichnet gemauerten, weitläufigen, zum Teil ganz unbenutzten Gewölbe zu etwas zu verwenden sein würden, wenn ich auch noch nicht ahnte wozu. Aber es gibt kein Erleben, aus dem unsereins nicht Vorteil ziehen kann. Nun war mir ihre Bestimmung klar. Wie wir uns von den Kanälen her, welche unter der Stadt durchgehen, Material zuführten, wie wir Arbeitskräfte sammelten, das würde Bände füllen, denn Sie können sich denken, daß wir diese höchst hygienische Anstalt, auf



die wir stolz sind, nicht mit unseren vier Händen allein errichten konnten. Sie haben vielleicht schon öfter mit den ›Kanalstrottern‹ zu tun gehabt, jenem lichtscheuen Gesindel, das in der unterirdischen Stadt sein seltsames Dasein lebt. Unter ihnen finden sich genug herabgekommene technische Arbeitskräfte und diese mußten gewonnen werden. Eigentlich waren sie insofern unsere ersten Patienten, als sie durch einen fortwährenden hypnotischen Zustand willfährig und über den Ort ihrer Tätigkeit im unklaren erhalten werden mußten, denn sonst hätten sie uns ja verraten.

Sie können sich denken, was für eine ungeheure Anstrengung dies für uns war, denn die Dauerhypnose hatten wir ja noch nicht, die sollte erst durch ihre Mitwirkung zustande kommen. Übrigens war es verhältnismäßig leicht, da unten die Anschlüsse an Elektrizität und Wasser zu gewinnen.

Schwieriger war die Zufuhr von Sauerstoff, auf die ich großen Wert legte, obgleich die Luft da unten, die bekanntlich konserviert, an sich gar nicht übel ist. Ich arbeite nur mit dem vollen Komfort der Neuzeit. Nun galt es endlich, einen entsprechend harmlosen Zugang von oben zu finden. Das kleine Handschuhgeschäft lag günstig, wir kauften es. Eine passende Verkäuferin wir bald gefunden und willfährig gemacht.

Ich möchte hier nur einschalten, was Ihre Ärzte bald selbst feststellen werden, daß das junge Mädchen aus guter Familie, dem leider jedes Liebeserlebnis bis dahin fremd geblieben war, in keiner Weise dafür verantwortlich zu machen ist, daß sie unter meinen Einfluß geriet, was bei ihrer hysterischen Veranlagung natürlich vollständig der Fall war. Daß ihr Vater einer Ihrer Beamten ist, war mir bekannt und bestimmend bei ihrer Wahl; ich habe immer besonderen Wert darauf gelegt, in die Nähe der Institution zu gelangen, die mich mit Unrecht als ihren Feind betrachtet; daß sie jedoch einen Bruder in Südamerika hatte, war ein purer Zufall, den ich erst später ausnützte, als es mir rätlich schien, mit der eben genannten Institution in noch nähere freundschaftliche Beziehungen zu treten, damit ich mehr Freiheit im Tun und Lassen gewänne.

Wie wir unsere Patienten ›hergelockt‹ haben? Sie kamen von selbst, wir hatten gar nicht zu locken. Das Geschäft hatte schon seine feste Klientel und außerdem, haben wir, wie zahllose andere, harmlose Reklamezettel an Büros und Banken verschickt, worin wir, wie allgemein üblich, einen Preisnachlaß für Festangestellte verhiessen. Ich habe öfter als Geschäftsführer im Hintergrunde gestanden und indem ich Bücher zu führen schien, Personalnotizen

gemacht. Nötig war das kaum, denn ein Menschenkenner merkt bald, mit wem er es zu tun hat, und wie leicht ist ein junger Mann zum Plaudern zu bringen, wenn ihm eine hübsche Verkäuferin graziös Handschuhe anstreift! Überdies nahmen wir uns unsere Patienten nie beim ersten Besuch, sondern bedienten sie sehr gut und sorgten für ihr Wiederkommen, indem wir ihnen für die nächste Zeit gute neue Sendungen in Aussicht stellten. Wir hatten Kunden aller Art. Alte und Junge, Männer und Frauen, denn man durfte keinen Argwohn schöpfen und unter hundert haben wir uns etwa ein ›Opfer‹ ausgesucht. Wie sollte die Polizei, die alle Freudenhäuser und Vergnügungslokale so scharf bewachen ließ, auf den Gedanken kommen, daß dieser harmlose alte kleine Laden, in dem so viele Menschen ihre Einkäufe besorgten, in Ihrer Sprache ausgedrückt, der ›Sitz des Verderbens‹ sei? Ihr Versagen, meine Herren, ist vollkommen entschuldigt.

Wie wir dann weiter verfahren? Eine Einladung, sich die Sachen im Schrank selbst zu besehen, ein Druck auf den Knopf, ein mit Äther getränkter Schwamm — wir haben niemals Gewalt angewendet, es ist alles elegant und ohne jede Brutalität zugegangen. Wenn der Patient erwachte, befand er

sich schon innerhalb des Sanatoriums, bei bester Luft und guter Nahrung. Es war unser Ehrgeiz, unsere Pfleglinge in vortrefflicher Verfassung zu erhalten.

Überdies ist der Aufenthalt dort der nervenberuhigendste, den man sich denken kann, und ich selbst habe mich von den Anstrengungen meines Lebens über der Erde da unten immer ausgezeichnet ausgeruht. Es täte mir im Interesse meiner Mitmenschen geradezu leid, wenn Sie diese, ich darf sagen geniale Schöpfung vernichten sollten, statt eine Heilanstalt für Nervenranke daraus zu machen. Im letzteren Falle wären wir gern bereit, Ihnen das Ganze zu einem angemessenen Kaufpreise zu überlassen. Sie wollen nicht? Schade. Ich sagte es ja immer, daß man hierzulande keinen Unternehmungsgeist hat.

Sie werden bemerkt haben, daß sich alle unsere Patienten aus einer bestimmten Schicht des gebildeten Mittelstandes reduzierten. Das war uns wichtig, weil wir gerade Wert darauf legten, nicht mit Extremen zu arbeiten, sondern mit Menschen, die weder durch Armut noch durch Reichtum, weder durch Genie noch eigenartige Neigungen von der Heerstraße des Gewohnten abwichen. Es war uns wichtig, daß sie inmitten ihrer Familie lebten, an welche sie durch Kindheitserinnerungen gebunden

waren, die bekanntlich die stärksten, ja die einzig maßgebenden sind; wer auf dem Gebiet der Erinnerung arbeiten will, muß die Sache am Kern fassen. Ich möchte noch bemerken, daß wir das Gebiet der Erotik ganz ausgeschaltet haben, da uns nichts daran gelegen war, durch Verwechslungen Boulevardposen aufzuführen. Wir wollten nur streng wissenschaftliche Arbeit leisten.

Wir sind ganz systematisch vorgegangen; bei dem ersten unserer Patienten, dem Bankbeamten Karl Karrner, wollten wir zunächst nur die Erinnerung an die bei uns verbrachte Zeit verwischen und sein Erinnerungsvermögen ausschließlich für diese Zeitspanne ausschalten. Dies war auch die Basis aller andern Experimente, doch sollten sie schon komplizierter sein. Der Fall Hans Braun-Engelbert von Letzingen war ein Doppelexperiment. Letzingen, ein geistig etwas besser entwickelter Typ als die andern jungen Leute, sollte, indem er an sein eigenes Leben vergaß, vollständig das eines andern in sich aufnehmen. Darum ließen wir Hans Braun zu ihm reden, der damit zugleich seine eigenen Erinnerungen loswerden sollte, ohne daß wir ihm dafür neue gaben, während Letzingen sie sich vollständig zu eigen machen mußte.

Sie werden zugeben, daß auch dieses Experiment an sich ganz und gar geglückt ist. Daß Letzingen durch besondere Umstände, unter welche die plötzliche Versetzung an den Tatort gehört, einen Teil seiner Erinnerungen wiederfand, ist einem Zusammentreffen von Gewalten zuzuschreiben, mit denen wir nicht rechnen konnten. In welcher Weise wir die andern jungen Leute zu beeinflussen gedachten, die noch nicht von uns entlassen waren, darüber habe ich Ihnen keine Rechenschaft zu geben, da die Experimente noch nicht beendet und somit wertlos geworden sind. Damit, daß Sie sie unterbrochen haben, haben Sie sich und der Mitwelt den schwersten Schaden zugefügt. Ich betone nochmals, daß wir keinerlei Suggestion zu irgendwelchem Verbrechen, ja überhaupt nicht zu irgendeiner Aktivität unternommen haben, obwohl uns dies leicht gewesen wäre; wir hätten allgemach die größten politischen Umwälzungen veranlassen können, wir taten es nicht, sondern haben lediglich auf dem Gebiete der Erinnerung gearbeitet. Statt die Welt auf den Kopf zu stellen, haben wir unsere Macht auf einem kleinen eng umgrenzten Gebiet zu Experimentalzwecken benutzt. Wie gut wir gearbeitet haben, sah ich an jenem unvergeßlichen Tag, an dem ich den am gleichen Tag entlassenen Letzingen, dem

ich gefolgt war, selbst auf die Polizei brachte; ich tat es, um mich von dem vollständigen Gelingen unserer Leistung zu überzeugen und um zugleich das Vergnügen der Konfrontation unserer drei Patienten zu haben, die einander nicht erkannten, trotzdem sie beständig beisammen gewesen sind und überhaupt bis ins kleinste reagierten, wie sie sollten; überdies war ich es Ihnen, meine Herren, von denen mir einige ihr ehrendes Vertrauen geschenkt hatten. schuldig, das zu tun.

Die Geschichte mit Fräulein Jalewska hatte mit diesen Dingen zunächst keinen andern Zusammenhang als den des Geldes. Sie geben zu, daß wir über außerordentliche Geldmittel verfügen mußten und diese hatten nachgerade es sehr nötig, aufgefrischt zu werden. Es wäre unmenschlich gewesen, den Betrieb zu sperren, ehe wir unsere Patienten wieder in jenen Fast-Normal-Zustand zurückgebracht hatten, in dem wir sie entlassen und der zu seiner Wiederherstellung eine Zeit braucht; wir waren es ihren Familien schuldig, sie ihnen bis auf eine Kleinigkeit intakt wieder zurückzugeben. Wir nehmen solche Dinge sehr ernst, mein Freund und ich. Zufällig hörte ich in der Oper einmal über die Jalewska und ihren reichen Gönner sprechen. Ich habe mich immer vom Zufall treiben lassen, eben

weil ich weiß, daß es keinen solchen gibt, daß alles Karma ist. Eine galante Dame um einen Besitz bringen, den sie sich mit ihrer Schönheit und ihrem Talent jederzeit wieder schaffen kann, ist in meinen Augen das gelindeste Vergehen; ich bin, wie Sie bereits bemerkt haben werden, ein durchaus ethisch veranlagter Verbrecher; überdies — ich bin auch ein aufrichtiger ist es das angenehmste und leichteste Delikt. Nach ein paar Stunden Herumstreifens um das Opernhaus, wo die Dame Probe hatte, wußte ich bereits Bescheid. Der Rest war einfach.

Es lag allerdings durchaus nicht innerhalb meines Programms, daß diese schöne und begabte Person ein ernsthafteres Attachement an mich fassen sollte; bei ihrer Charakterveranlagung war zu erwarten, daß dies nur eine Episode für sie bedeute, wie so viele andere. Ich mußte mit Bedauern merken, daß meine sonst ziemlich ausgebildete Menschenkenntnis mich getäuscht hatte, und so schmeichelhaft es für mich war, so tat es mir doch herzlich leid, daß ich, ohne es zu wollen, dieses Prachtstück von unbedenklichem Egoismus künstlerisch und menschlich aus seiner Bahn geschleudert hatte. Außerdem ist es nicht ungefährlich, von einer liebenden Frau nicht vergessen zu werden, denn abgesehen davon, daß sie die Polizei beständig hinter mir herhetzen würde,



hatte sie auch eine ungewöhnlich feine Witterung für meine Nähe.

Was ich persönlich mir schon lange gewünscht hatte: nun einmal auch ein Exemplar des andern Geschlechtes unter unsere Patienten aufzunehmen, ein ungebändigtes und unbürgerlich fühlendes, das schien nunmehr geboten. Mein Freund war sehr dagegen und er hat recht behalten; er ist ein Gegner des Weibes, das er für minderwertig ansieht und hält ein Wesen, das nur vom erotischen Weg aus zu beeinflussen ist, eines ernsteren wissenschaftlichen Experiments für unwert. Mir jedoch schien es wichtig, die Erinnerung an mich selbst auszulöschen, ganz abgesehen davon, daß es sich als nötig für unsere persönliche Sicherheit erwies. So bin ich in der Maske, die Sie kennen, bei ihr erschienen und habe ihr ein noch unverkauftes Stück ihres Schmuckes zurückgebracht. Diese Bestechung wäre gar nicht nötig gewesen. Sie erkannte mich sofort, war zu jedem weiteren Stelldichein bereit und wurde von mir in unsern kleinen Handschuhladen geführt und von da in der üblichen Weise in unser Sanatorium. Was ich mit ihr wollte? Zunächst, wie ich schon sagte, daß sie an mich vergäße; dann aber gedachte ich den Versuch noch weiter zu führen, und sie in jenes ferne Stadium ihres Lebens

zurückzubringen, wo die Männer nur eine kleine, ihre Liebe zur Kunst und ihr Ehrgeiz aber eine große Rolle innehatten.

Auch dieses Stadium hat sie, wie sie mir einmal gestand, durchlebt, wenn es auch von sehr kurzer Dauer war. Es schien mir reizvoll, es wieder aufleben zu lassen, und Sie geben zu, es hätte einen Raritätswert gehabt.

Aber es zeigte sich leider schon am ersten Tag, daß das unbändige Temperament dieser Frau stärker war als unsere Macht, und daß sie unter einer intellektuellen Form absolut nicht zu beeinflussen war. Sie hat überhaupt nicht, was man gemeinhin ›Nerven‹ nennt; und was sie selbst so zu nennen beliebt, ist nur ein rein äußerliches Requisit ihres Primadonnetums. Sie wollte nur Liebe. Ihre Sinnlichkeit war so stark, daß kein anderer Strom an sie herankommen konnte oder, um mich mit Weininger auszudrücken, den Sie, wie ich nicht zweifle, alle gelesen haben: sie war die Sinnlichkeit selbst. Mein Freund machte mir heftige Vorwürfe, und ich selbst erlebte es zum erstenmal, daß die Magie seines Blickes vollkommen versagte. Zur nächsten Stufe sind wir noch gar nicht gekommen. Daß ihre kleine Freundin nichts unversucht lassen würde, um sie zu finden, nahm ich als

selbstverständlich an, daß sie jedoch wie der treue Sänger Blondel wirklich bis zu ihrem Richard Löwenherz dringen würde, hat sie nur dem besonders günstigen Zusammentreffen mit Engelbert zuzuschreiben. Womit ich aber dem Scharfsinn meiner verehrten Feindin Fanny Kärner kein schlechtes Zeugnis ausstellen will: in diesem Maße und mit solcher Zähigkeit findet er sich übrigens nur bei Frauen, die um ihre eigentliche Frauenbestimmung gekommen sind. Die Natur verteilt ihre Gaben weise.

Ich bin mit meinen vollkommen wahrheitsgemäßen Ausführungen zu Ende, und es ist an Ihnen, mich zu ›richten‹. Die Delikte, wegen deren Sie mich zur Rechenschaft ziehen können, lauten, wie ich Ihnen als genauer Kenner des bürgerlichen Gesetzbuches mitteilen kann: Freiheitsberaubung, Gefährdung der persönlichen Sicherheit, Einbruchsdiebstahl, Falschmeldung, Irreführung der Behörden.

In Ihrem Interesse bedaure ich, daß eigentlich kein einziges Kapitalverbrechen darunter ist, daß diese Verfehlungen nur mit mäßigen Freiheitsstrafen, ja einige darunter sogar nur mit einer Geldbuße gesühnt werden und daß ich mich zu meinem lebhaften

Bedauern nicht einmal rühmen darf, ein interessanter Schwerverbrecher zu sein.«

»Wir haben Sie mit einer in der Geschichte der Justiz wohl beispiellosen Geduld ausreden lassen,« sagte der oberste Beamte, »um zu hören, wie weit Ihre Lügenhaftigkeit geht. Daß Ihnen gewisse wissenschaftliche Ausdrücke geläufig sind, haben wir konstatiert, daß Sie bei Ihren gewissenlosen Experimenten zum Teil mit wissenschaftlichen Mitteln gearbeitet haben, mag nicht bestritten werden. Daß Sie aber diese Dinge uneigennützig und nur aus Gründen der Erkenntnis ausgeführt haben, vermag Ihnen kein Mensch zu glauben. Sie haben es ja selbst betont, daß dies nur ein Anfang war und daß die Gefangennahme des Fräuleins Jalewska ein weiterer Schritt auf der Bahn des Verbrechens war, aus dem Sie zweifelsohne große Vorteile zu ziehen dachten.«

»Wenn Sie die Tatsache, daß ich eine Frau von üblem Ruf zu einer tugendhaften Künstlerin machen wollte, einen weiteren Schritt auf der Bahn des Verbrechens nennen, mögen Sie recht haben«, sagte Hell mit einer höflichen Verneigung.

»Ebenso dürfen wir die Geschichte mit Ihrem indischen Freund wohl auch in die Reihe der Märchen rechnen«, fuhr der Richter fort. »Ein Inder

ist unten nicht gefunden worden. Selbst wenn die Zeugen, die wir noch zu hören haben werden, auf ihn hinweisen, so dürfen wir uns auf die Aussagen überreizter und von Ihnen selbst in einen abnormalen Zustand versetzter Menschen nicht zu sehr verlassen; eher ist es anzunehmen, daß Sie einen Ihrer zahlreichen Spießgesellen in diese wirksame Verkleidung gesteckt haben. Denn Sie werden uns nicht zumuten, zu glauben, daß zwei Leute allein diese ganzen Umtriebe bewerkstelligt haben; wir haben vielmehr die Überzeugung gewonnen, daß es sich um eine weit verzweigte Verbrecherbande handelt, die sich wohl fassen lassen wird, nachdem wir einmal ihren *Spiritus rector* haben.«

»Es ist schade, daß Sie sich umsonst bemühen werden«, sagte Hell.

Das Wahrscheinliche glauben Sie nicht und das Unwahrscheinliche wollen Sie wahr haben. Ich habe rein umsonst gesprochen. Das Leben ist doch sowieso nicht einfach und Sie komplizieren es noch unnötig. Es ist nicht meine Schuld, wenn Sie eine Last von vergeblicher Arbeit auf sich laden.«

»Die Einvernahme der Clotilde Binder und der andern Zeugen wird uns neue Aufschlüsse geben«, sagte der Richter.

»Sie werden bis zum nächsten Verhör in Ihre Zelle abgeführt.«

Er winkte den Justizsoldaten. Hell verbeugte sich und verließ den Raum. Gehorsam und demütig trabte er zwischen den beiden Soldaten hinaus, durch den Kordon der Wachen und die Korridore. Er machte durchaus den Eindruck eines Menschen, der sich mit seinem Schicksal abgefunden hat. In einem dunklen Korridor, in der Nähe eines Fensters, das unvergittert war und auf den Lichthof ging, griff er plötzlich in seine Brusttasche. Der eine Soldat, eine Waffe fürchtend, erfaßte rasch seine Hand, aber es war keine Waffe darin. Hell hatte nur ein flaches kleines Fläschchen hervorgezogen und ließ es zu Boden fallen. Ein fremdartiger, betäubender und beißender Geruch verbreitete sich, der die Soldaten einen Augenblick lang lähmte. Diesen Augenblick benutzte Hell, riß sich los und sprang beim Fenster hinaus. Man sah ihn mit rasender Eile das Dach entlang laufen. Der eine Soldat ermannte sich aus seiner halben Betäubung und sandte einen Schuß hinter ihm her.

Aber Hell war bereits hinter Schornsteinen und Dachrinnen verschwunden. Als das übrige Haus alarmiert wurde, war es schon zu spät; man mußte mit der Tatsache seiner Flucht rechnen. Es wurden

Steckbriefe nach allen Seiten ausgesandt, Entdeckerprämien ausgeschrieben und die Bahnhöfe schärfstens bewacht. Den beiden Soldaten wurde eine empfindliche Strafe zuteil.

---

## Zwölftes Kapitel.

Es war zwölf Uhr mittags. Jadwiga Jalewska lag in ihrem niedrigen breiten Messingbett, dessen rosa Seidenvolants den Boden streiften, und überlegte, wann sie aufstehen sollte. Draußen im Vorzimmer wartete, von Fanny mühsam beschwichtigt, eine ganze Anzahl von Journalisten, Photographen und Kinooperatoren. Nur die wichtigsten wurden empfangen. Das ging jetzt seit zwei Wochen so. Hedwig hatte sich von den Aufregungen der letzten Zeit bereits erholt und sollte morgen zum erstenmal wieder auftreten — natürlich als Aida. Nach der Szene in dem unterirdischen Gefängnis erwartete man große Ovationen. Schon jetzt kannten sämtliche große Blumenhandlungen kaum mehr neue Bestellungen für den morgigen Tag aufnehmen.

Nun trat Fanny ein. Sie war von der Jalewska wieder in Gnaden auf, genommen worden, ganz wie in alter Zeit und hatte als erste Tat die ihr mißliebige Stütze hinausgeworfen. Im Hause ging wieder alles wie am Schnürchen. Jetzt trug sie ein Tablett mit Biskuits, Malaga und gesprudelten Eiern vor sich her,



denn sie war mütterlich bestrebt, die Freundin nach allem Erlittenen aufzufüttern und erschien jede Viertelstunde mit einem andern Leckerbissen. Nötig schien es nicht, denn die Sängerin war nie frischer und rosiger gewesen. Jetzt schwenkte sie Fanny ihre Post entgegen.

»Mein Kontrakt für Amerika, Fanny! Von dem Agenten, der damals nicht wollte! Fällt mir aber gar nicht ein, daß ich jetzt da hinüber gehe! Jetzt, wo sich ganz Europa um mich reißt. Puccini fragt an, ob ich die Hauptrolle in seiner neuen Oper kreieren will. Nächstes Frühjahr soll ich zur Saison in London singen. Von Paris und Mailand sind auch unverbindliche Anfragen gekommen. Monte Carlo will mich für den Februar. Dich nehme ich natürlich überallhin mit. So siehst du auch ein Stück Welt und meine Kleider hält niemand so in Ordnung wie du. Was sagst du dazu?«

»Ja, Hedwig«, sagte Fanny glücklich. »Für dich ist das ja eine Riesenreklame geworden. Aber jetzt iß, daß du zu Kräften kommst. Ich habe immer Angst, man hat euch da unten doch hungern lassen.«

»Na, das nun gerade nicht«, sagte Hedwig und knabberte ein Biskuit.

»Aber was ich dich schon immer fragen wollte, Fanny, jetzt fällt es mir eben ein: was machen denn

die andern? Dein Bruder und meine übrigen Kollegen von — von dort?«

Fanny konnte nicht umhin; einen Augenblick lang ketzerisch zu denken, daß Hedwig eine ziemliche Zeit, habe verstreichen lassen, ehe sie einen Funken von Interesse für ihre Schicksalsgenossen an den Tag legte. Aber sie schlug den Gedanken augenblicklich nieder, weil sie nichts als unbedingte Liebe und Bewunderung für die Freundin empfinden wollte.

»Du bist sehr lieb, nach ihnen zu fragen«, sagte sie. »Es geht ihnen im ganzen gut. Man hat sie an den Tatort gebracht und das hat viel dazu beigetragen, ihr Erinnerungsvermögen wieder herzustellen. Engelbert von Letzingen, der am klarsten ist, hat sein Bestes getan, um ihnen weiter zu helfen. Freilich, alles wissen sie doch nicht zu sagen. Was eigentlich mit ihnen geschehen ist, das können sie nicht recht rekonstruieren, ich denke oft, daß Er« — sie schluckte — »da vielleicht noch geheimnisvollere Mittel angewendet hat, die er nicht verrät. Alle Ärzte beschäftigen sich mit diesen Fällen und die medizinischen Zeitschriften sollen voll davon sein. Aber ihre Identität haben sie wenigstens wiedergefunden, wie Engelbert sagt, auf verstandesmäßigem Wege. Er sitzt den ganzen Tag bei Hans Braun und erzählt ihm das aus seinem

Leben, was ihm Hans früher erzählt hat. So kommen sie langsam ins Normale zurück.«

»Mir scheint, dieser Engelbert ist in dich verliebt und du in ihn«, sagte Hedwig mit einem schlaun Lächeln.

»Nein, Hedwig. Er ist nur der, der am meisten über die Sache nachgedacht hat. Ihr ändern habt sie bloß als einen empörenden Eingriff in eure persönliche Freiheit genommen — und eigentlich war sie viel mehr. Ich liebe nur dich und sonst niemanden auf der Welt«, sagte Fanny inbrünstig.

Hedwig gähnte. Fannys Überschwang war ihr etwas langweilig, und sie hätte nichts dagegen gehabt, wenn diese Vestalin sich anderweitig verliebt hätte. Sie dachte etwas entsetzt daran, daß sie diese Anbetung jetzt immer zu dulden haben würde. Aber Fanny war nun einmal ihre Retterin, und auch sonst hatte die Sache manches Praktische für sich. Aber Fanny war noch nicht fertig.

»Engelbert macht sich gar keine Hoffnungen auf mich. Er sagt, daß ich in dir mich selber liebe — nämlich das, was ich gern sein möchte und nicht kann. In mir ist offenbar der heimliche Wunsch, so schön, so begabt und so ganz Herrscherin zu sein wie du«, sagte Fanny und reckte ihre kleine Gestalt. »Darum bin ich dir so ganz verfallen, und daß ich es

bin, ist offenbar das Wesentliche meiner Persönlichkeit.«

Die Jalewska fand, daß man nun lange genug von der Persönlichkeit anderer Leute geredet hatte. Aber etwas interessierte sie noch. »Du, Fanny, sag einmal — hat man von Ihm nichts mehr gehört?«

»Er ist fort — verschwunden,« sagte Fanny und wandte sich ab. »Sie werden ihn wohl nicht mehr fassen, trotz aller Energie. — Aber möchtest du jetzt nicht den Herrn von der New York Press begrüßen, Hedwig? Er wartet schon seit einer Stunde und machte es dringend. Sie haben von Amerika eigens herübergekabelt, so sehr interessiert sie eine authentische Darstellung des Falles. Du kannst ihn ruhig im Bett empfangen, du siehst wunderschön aus. Wart, ich gebe dir doch noch die neue Spitzenjacke. Und dann rufe ich ihn.«

Während Fanny den Reporter hereinließ und sich während des Interviews aus Anstandsgründen im Zimmer zu schaffen machte, dankte sie ihrem Schöpfer, daß Hedwig nicht gemerkt hatte, wie rot und verlegen sie bei ihrer letzten Frage geworden war. Und doch konnte sie ihr das wichtigste ihrer Erlebnisse nicht erzählen.

Es war am Tage nach Hedwigs Auffindung gewesen und Fanny befand sich allein zu Hause, um

von der Aufregung des Erlebten und den ermüdenden Aussagen etwas auszuruhen, als es klingelte. Ein kleiner, alter Dienstmann überbrachte ihr einen Brief von Fräulein Jalewska und Fanny riß ihn überrascht auf, denn sie hatte sich erst eine Stunde vorher von der Freundin getrennt. Noch mehr erstaunt war sie, als sie nur ein leeres Blatt Papier darin gewahrte. Befremdet wollte sie eine Frage an den Dienstmann richten, fuhr aber entsetzt zurück. Der kleine Alte hatte sich zu schlanker Mittelgröße aufgerichtet; unter seiner roten Nase und seinem strähnigen weißen Schnurrhart lag ein Lächeln, das sie kannte. Auch den Blick seiner stahlgrauen Augen kannte sie. »Sie sind es!« stieß sie in blassem Schrecken hervor. »Sie!!«

»Ich wollte Sie doch noch einmal begrüßen, meine verehrte Freundin«, sagte der Dienstmann, warf sich auf einen Sessel des Vorzimmers und streckte seine Beine behaglich von sich. »Sie haben Anspruch darauf, zu Ihrer guten Arbeit beglückwünscht zu werden; das schickt sich. Aber natürlich ist nicht das allein der Zweck meines Besuchs. Ich will auch etwas von Ihnen.«

»Sie wagen es . . .«

»Ich erlaube mir. Wer denn soll mir helfen, wenn nicht Sie? Sie haben mittelbar meine Ergreifung

verursacht, es ist durchaus an Ihnen, mir weiter beizustehen.«

»Ich rufe sofort die Polizei!« sagte Fanny resolut.

»O Weiber!« sagte Hell mit einem nachsichtigen Lächeln. »Denken habt ihr noch immer nicht gelernt!

Rufen Sie die Polizei doch, lassen Sie mich verhaften, belassen Sie mich in einer Stadt mit Fräulein Jalewska und Sie sollen sehen, wie bald diese wieder unter meinen Einfluß gerät, wenn ich nur will! Und dann würde ich wollen. Begreifen sie jetzt?«

»Ich glaube,« sagte Fanny bleich. »Was wollen Sie aber von mir? Was werden Sie mir antun? Wenn Sie mich aus Rache umbringen wollen, dann rasch!«

»Aber liebste Freundin! Wir sind doch nicht im Kino! Habe ich jemals einen Mord auf mein Gewissen geladen? Überlegen Sie doch ein bißchen. Was ist das Vorteilhafteste für alle Teile? Daß ich die Stadt verlasse. Ich selbst getraue mich, dank meiner Begabungen, mich noch eine Weile in ihr zu halten, aber es hat keinen Zweck mehr und die eigentliche Freude an diesem Séjour ist auch für mich vorüber. Es würde mir auch nicht allzu schwer fallen, sie unerkannt zu verlassen, trotz aller scharfen Bewachung. Mein Freund aber kann nicht an dem Ort bleiben, an dem er sich zurzeit befindet und mit

ihm zu manipulieren ist wesentlich schwerer. Denn er besitzt zwar wunderbare und magische Kräfte, aber dem Leben des Tages gegenüber ist er hilflos. Er hat auch nicht meine Freude an der Verwandlung und so kann ich solche Mittel für ihn nur in sehr bescheidenem Maße in Anspruch nehmen. Um ihn sicher fort zu bringen, brauche ich leider Papiere, und da die Grenze scharf bewacht wird, die eines einwandfreien älteren Herrn, Sie verstehen mich?«

»Nein«, sagte Fanny.

»Ich hätte Sie für klüger gehalten. Mein Idealismus überschätzt die Menschen noch immer. Ihr Herr Papa, ein älterer Herr mit Bart und Brille, besitzt zweifelsohne einen Paß, eine Legitimation oder dergleichen, die für meinen Freund verwendbar sind. Damit die Gesellschaft, in der er reist, noch unauffälliger wirkt, würde es sich empfehlen, mir auch ein Dokument Ihres Bruders mitzugeben, dessen Maske nicht schwer zu machen ist. Ich bitte höflichst, mir dies alles freundlich zur Verfügung zu stellen. Es ist nur für einige Tage. Sobald wir eine Hafenstadt erreicht haben, kommen die Sachen per Post in Ihre Hände zurück.

Es ist im beiderseitigen Interesse, daß wir die Papiere nicht überflüssig in der Welt herumtreiben lassen. Ebenso, daß Sie über den Aufgabestempel

Schweigen bewahren. Der Gedanke macht mir aufrichtiges Vergnügen, daß ich gerade Ihnen meine Sicherheit verdanken soll.«

»Ich soll also zu guter Letzt meine Familie für Sie bestehlen!« sagte Fanny.

»Welch ein Wort! Sie sollen mir bloß helfen. Etwas Harmloseres gibt es gar nicht. Es ist kaum anzunehmen, daß Ihr Herr Papa und Ihr Bruder in den nächsten Tagen ihre Papiere brauchen werden, und wenn sie sie brauchen, ist eine Ausrede bald gefunden. Nächste Woche sind sie wieder in Ihren Händen.«

»Und wenn ich es nicht tue?«

»Dann alarmiere ich selbst die Nachbarn und lasse mich verhaften. Wir wollen sehen, ob Fräulein Jalewska der Versuchung widerstehen kann, der Gerichtsverhandlung gegen mich beizuwohnen. Und daraus könnte sich, ob ich dann frei oder gefangen bin, allerhand ergeben, verlassen Sie sich darauf. Was heute nichts für sie ist als eine Riesenreklame, könnte, zu weit getrieben, Verderben für sie werden. Es geht hier nicht nur um ein paar Hochstaplertricks, mein kleines Fräulein. Wir rühren hier an dunklere Dinge des Lebens.«

»Ich weiß«, sagte Fanny bleich. »Und ich habe Sie darum immer so gefürchtet, weil ich fühle, daß Sie



mehr sind als nur ein gewöhnlicher Gauner. Es scheint mir, als ob das nur eine Maske wäre, eine Verkleidung, eine Laune — Sie sind gefährlicher.«

Hell trat ganz nahe an sie heran. »*Ihnen* werde ich nichts tun«, sagte er. »Sie sind klug, ich liebe kluge Menschen. Aber es kann sein, daß Sie in ein paar Jahren von Dingen hören, die möglich waren und an die heute niemand glaubt. Es wird dann an Ihnen sein, zu entscheiden, ob Sie den, der jetzt mit Ihnen spricht, unter die Schurken oder Genies rechnen wollen. Aber nun bitte ich um die Papiere.«

Dokumente Karls und des Hofrates waren bald gefunden. Sie konnten dienen. »Ich danke Ihnen«, sagte Hell und küßte Fanny die Hand. »Ich bin entzückt, meiner erbitterten Gegnerin meine Flucht zu verdanken. Ohne diese Schlußpointe wäre die Sache nicht vollkommen gewesen.«

Er sank wieder in die Haltung des alten, kleinen Dienstmannes zusammen und ging. Fanny erlebte ein paar aufgeregte Augenblicke, so oft ihr Vater oder ihr Bruder an den Schreibtisch gingen. Eine Woche später — sie fing den Briefträger immer schon auf der Treppe ab — erhielt sie einen eingeschriebenen Brief aus Genua. Er enthielt nebst den Papieren einen mit Bleistift bekritzeltten Zettel: »Nochmals verbindlichsten Dank. Bei uns ist alles glatt

gegangen, hoffentlich auch bei Ihnen. Ich wäre untröstlich gewesen, Ihnen Ungelegenheiten bereitet zu haben. Wir schiffen uns morgen ein. Grüßen Sie Ihre liebe Vaterstadt, die sich selbst um die Möglichkeit gebracht hat, der Mittelpunkt der Erde zu sein.« Fanny legte die Papiere an ihren alten Platz.

Ihr Fehlen war glücklicherweise noch nicht bemerkt worden. — — —

Der amerikanische Reporter hatte sich von Hedwig noch ein letztes Mal eine zusammenfassende Darstellung ihres Abenteuers geben lassen, die er stenographisch aufnahm, bat dann um Zutritt für seinen Photographen, der das Schlafzimmer der Diva aufnehmen sollte, und richtete endlich ein paar Schlußfragen an sie: Wie sie über das Frauenwahlrecht denke? Ob sie für das Alkoholverbot sei? Und wie sie zur irischen Frage stünde? Auf Hedwigs erstaunte Frage, was denn diese Angelegenheiten, um die sie sich nie gekümmert hätte, mit ihrem Erlebnis für einen Zusammenhang besäßen, meinte er höflich, daß man sich drüben für alles interessiere, und daß sie sich noch auf ganz andere Fragen gefaßt machen müsse, wenn sie einmal hinüberkäme, was hoffentlich bald der Fall sei. Wenn sie im übrigen nicht Bescheid

wisse, werde er die Antworten erfinden, aber sein müßten sie. Damit empfahl er sich.

»Siehst du, Fanny«, sagte Hedwig und dehnte sich behaglich in ihren Kissen.

»Das ist also der Ruhm.

Alles frühere war nur ein miserabler kleiner Lokalerfolg. Jetzt lerne ich erst den wirklichen kennen.«

»Hedwig,« sagte Fanny scheu, »ich kann euch alle nicht ganz verstehen. Ihr habt schauerliche Dinge erlebt, Dinge, die an den Urgrund des Menschlichen rühren, an das Wesen des Ich. Ich bin kein philosophisch geschulter Geist, ich kann das nicht so ausdrücken. Aber was jetzt wie ein wilde Posse aussieht, das lag ganz nahe an der Tragödie und war wohl auch als solche gedacht. Das hat vielleicht nur Engelbert empfunden und dem wird es sein Leben lang nachgehen. Und ihr andern kommt darüber weg, als wäre nichts Besonderes geschehen!«

»Kommst du mir auch schon so?« fragte Hedwig unzufrieden. »Mich muß man schon lassen, wie ich bin. Du glaubst sehr klug zu sein und verstehst die einfachsten Dinge nicht. Du hast nicht einmal begriffen, daß Roland von Krey seine Macht über mich verloren hat, weil er etwas Ungeheures — etwas Ungeheuerliches von mir wollte.«

»Ich habe dich so oft schon danach gefragt und du hast es mir nie sagen wollen«, versetzte Fanny.

»Weil es toll ist! Weil du es mir nie geglaubt hättest! Weißt du, was er von mir wollte, was er mir vorgeredet hat, während der alte Indianer mich anstieren mußte? Daß ich eine anständige Frau werden soll. Er wollte mich zwingen, an Männer, Schmuck und alles, was mir Freude macht, zu vergessen, und mich nur für Kunst und ernsthafte Dinge zu interessieren. Die Kunst um der Kunst willen! Als ob es so was gibt! Wer's sagt, der lügt! Einschlafen sollte ich und wenn ich aufwachte, vermutlich ein Tugendspiegel sein. Sag' selbst, was bleibt denn dann von der Jalewska übrig? Kann man so etwas mit mir machen? Darf eine Jalewska so etwas mit sich anfangen lassen? Und wenn er mich hundert Jahre dort unten behalten hätte, es wär' ihm nicht gelungen. Dadurch bin ich plötzlich fertig mit ihm geworden. Liebe wollte ich, aber keine Moral. Er hat mich mir selber wegnehmen wollen, und das war schlimmer als das bißchen Schmuck, das er mir gestohlen hat. Du siehst, ich habe die Sache ganz gut verstanden. Nur ist der Unterschied, daß die andern philosophieren und ich es mir einfach nicht bieten lasse. Ich bin ich und damit basta. So, und jetzt möchte ich mein Bad haben. Gib ein bißchen

Orangenblütenwasser hinein, das riecht so gut. Nein, laß, lieber Toilettenessig, das erfrischt besser. Oder doch lieber Orangenblüte. Warte, ich hab' es mir überlegt, etwas Eau de Cologne russe, dort steht die Flasche. Und mach' ein bißchen rasch, Fanny, ich weiß nicht, du bist immer so unentschlossen.

Man muß doch wissen, was man will!«

Und die Jalewska sprang mit einem Satz aus dem Bett, daß Ihr langes blondes Haar hinter ihr herflatterte wie eine Siegesfahne.

---

## **Anmerkung**

<sup>1</sup> Wissenschaftler sind nicht neugierig